



4 | 2012  
41. Jahrgang

# Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg



Fotomontage des Comburger Hertwig-Leuchters.  
(Foto: LAD, Iris Geiger-Messner)

## Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT  
DER LANDESDENKMALPFLEGE

4/2012 41. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. in Kooperation mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien Freiburg, Karlsruhe, Tübingen, gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf  
Schriftleitung: Dr. Irene Plein  
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann

Redaktionsausschuss:

Dr. Claudia Baer-Schneider,  
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,  
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,  
Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn,  
Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Elisabeth Stephan, Dr. Günther Wieland

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher  
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,  
Nicolaus-Otto-Straße 14,  
89079 Ulm-Donautal

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 25 000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

# Inhalt

- 193 Editorial
- 194 Recherchiert und kartiert  
Der Comburger Hertwig-Leuchter  
Rolf Dieter Blumer/Ines Frontzek
- 200 Gesamtanlage  
„Weststadt Heidelberg“  
Ein exemplarisches Beispiel gründerzeitlicher Stadterweiterung  
Timo Hagen/Daniel Keller
- 207 Fast sechzig und kein bisschen altmodisch  
Fast sechzig Jahre Dienstsitz des Wirtschaftsministeriums  
Hendrik Leonhardt
- 212 Vom militärischen Großprojekt zum archäologischen Kulturdenkmal  
Die Demolierung der württembergischen Landesfestung Schorndorf im 19. Jahrhundert  
Alois Schneider
- 218 Rund ums Holz  
Der Tag des offenen Denkmals 2012  
Kathrin Aschmann/Grit Koltermann/Irene Plein/  
Martina Raschke/Marie Schneider/Monique Staack
- 224 Ein Zukunftsmodell?  
Leutkircher Bürger retten ihren Bahnhof  
Susann Seyfert
- 228 Die Herrgottskirche in Creglingen  
Die Heimstatt des Marienaltars von Riemenschneider ist vollständig restauriert  
Judith Breuer
- 237 Württemberg – ein frühes Zentrum europäischer Romanzement-Produktion  
Über ein außergewöhnlich vielseitiges Bindemittel  
Thomas Köberle
- 242 Denkmalschutz und Klimaschutz  
Das Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg (VGH) zur Photovoltaikanlage auf der Pfarrscheuer in Emeringen  
Markus Breithaupt
- 245 Die ersten Bauern zwischen Hegau und westlichem Bodensee  
Eine archäologische und vegetationsgeschichtliche Untersuchung zur Besiedlungsdynamik während der Jungsteinzeit  
Jörg Bofinger/Jürgen Hald/Jutta Lechterbeck/  
Matthias Merkl/Manfred Rösch/Helmut Schlichtherle
- 251 Denkmalporträt  
Der Urgraben im Schwarzwald  
Eines der bedeutendsten Technikdenkmäler Deutschlands  
Anna Chatel-Messer/Monika Nethe
- 253 Denkmalporträt  
Dem Recht mehr Raum geben  
Der Erweiterungsbau des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe  
Clemens Kieser
- 255 Ortstermin  
Ein Sonderfall energetischer Sanierung  
Die Wiederherstellung des Daches des Erbgroßherzoglichen Palais in Karlsruhe  
Johannes Wilhelm
- 257 Ausstellung
- 257 Neuerscheinungen
- 259 Rezension

Bankverbindung:  
Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).  
Verwendungszweck:  
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

*Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der  
Denkmalstiftung Baden-Württemberg  
bei. Sie ist auch kostenlos bei der  
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung  
Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17,  
70173 Stuttgart, erhältlich.*

# Editorial

In den letzten Ausgaben unseres Nachrichtenblatts waren auch immer wieder Artikel zu finden, die sich mit der Architektur der jüngeren Vergangenheit, insbesondere der 1950er bis 1970er Jahre, beschäftigten. Das Spektrum umfasste dabei neben Sakralbauten vor allem verschiedene Typen des Siedlungsbaus. Als Sinnbild dieses Themenschwerpunktes darf etwa das Cover von Heft 2 dieses Jahres mit einer Abbildung der so genannten „Hemminger Himmelsleitern“ gelten, zwei zukunftsweisenden Terrassenhochhäusern am Ortsrand einer ansonsten dörflich geprägten Gemeinde. So nimmt es denn auch nicht Wunder, dass sich diesmal wieder zwei Artikel mit dieser Art von Denkmälern befassen.

Dies ist natürlich kein Zufall, denn das Nachrichtenblatt reflektiert mit seinen Themen auch gerade die momentanen Schwerpunkte unserer täglichen Arbeit. Außerdem haben aber die Denkmale der Nachkriegsepoche unsere Aufmerksamkeit besonders nötig. Noch immer sind es genau diese Gebäude, die am stärksten polarisieren: Die Fachwerkhäuser am Marktplatz von Schorndorf werden selbstverständlich als erhaltenswerte Denkmale akzeptiert, aber ein nüchterner Verwaltungsbau der 1950er Jahre an der viel befahrenen Theodor-Heuss-Straße in Stuttgart ... ?!

Um diesen Gebäuden die Wertschätzung zukommen zu lassen, die ihnen gebührt, hat die Landesdenkmalpflege in den letzten Jahren enorme Anstrengungen unternommen. Sichtbarstes Zeichen davon ist der zum 60. Geburtstag des Landes Baden-Württemberg in diesem Frühjahr erschienenene Band „Architektur der Fünfziger Jahre. Denkmale in Baden-Württemberg“. Darin wollten wir exemplarisch die Entdeckung der Bauwerke dieser Jahre als unser kulturelles Erbe sichtbar werden lassen oder wie es im Einführungsartikel heißt: „... mehr als Nierentisch und Milchbar – die Architektur der Gründerjahre Baden-Württembergs“.

Nimmt man die Nachkriegsepoche zum Maßstab, dann sind die 1950er Jahre ein Zeitabschnitt, der sich langsam in unser kulturelles Gedächtnis einbrennt und mit seinen wichtigsten Vertretern nicht mehr aus unserem Bild von einer „modernen“ Stadt wegzudenken ist: Längst sind Liederhalle und Fernsehturm in Stuttgart Wahrzeichen und regelrechte Identifikationsbauten der Landeshauptstadt geworden.

Völlig anders sieht es mit den Bauten der 1960er und 1970er Jahre aus. Durch den immensen Re-

novierungsbedarf der Funktionsbauten aus dieser Zeit hat sich die Inventarisierung der Landesdenkmalpflege intensiv mit diesen Gebäuden auseinandergesetzt. Deshalb hat das Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 2009 die Hochschule für Technik in Stuttgart beauftragt, einen Überblick über den verdichteten Wohnungsbau dieser Zeit im Regierungsbezirk zu erstellen und die Besonderheiten in städtebaulicher, architektonischer und bautechnischer Hinsicht zu dokumentieren. Dieses Pilotprojekt, das bundesweit ohne Vergleich ist, eröffnete die Chance, diese Phase des deutschen Wohnungs- und Siedlungsbaus und deren Bautypen mit einer neuen Methode bauhistorisch zu erschließen, was den direkten Einstieg in die denkmalfachlich wertende Betrachtung ermöglichte. Inzwischen mündete das Projekt in der Publikation „größer – höher – dichter. Wohnen in Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre in der Region Stuttgart“.

Da sich die Vorgehensweise dieses Pilotprojektes bewährt hatte, wurden in den letzten beiden Jahren vergleichbare Aufträge zur bauhistorischen Erfassung von Verwaltungsbauten und Kirchenbauten dieser Zeit ausgeschrieben; derzeit läuft die Recherche zu den Schulbauten, sodass wir am Ende dieser Projekte einen verlässlichen Überblick über den tatsächlichen Bestand an erhaltenswerten Gebäuden erhalten.

Damit ist die Aufgabe der Landesdenkmalpflege, die Kulturdenkmale im Land zu benennen, längst nicht abgeschlossen. Als kommende Aufgabe zeichnet sich die Bestandsaufnahme von Bauzeugnissen der nächsten abgeschlossenen Architekturperiode ab: die der Postmoderne. Inkunabeln wie die Neue Staatsgalerie in Stuttgart stehen bereits unter Denkmalschutz, doch gibt es eine ganze Reihe weiterer Bauwerke, die ebenfalls zeittypisch sind und derzeit von uns geprüft werden. Als markantes Beispiel sei die „Calwer Passage“ in Stuttgart genannt.

Gerade diese Zeugnisse der jüngeren Architekturgeschichte sind immer häufiger von aktuellen Maßnahmen gefährdet und bedürfen deshalb dringend einer denkmalfachlichen Bewertung als Zeitzeugen des Bauens im späten 20. Jahrhundert.

**Prof. Dr. Claus Wolf**

Abteilungspräsident des Landesamtes für Denkmalpflege



# Recherchiert und kartiert Der Comburger Hertwig-Leuchter

*Der Comburger Hertwig-Leuchter zählt neben dem Azelin- und dem Hezilo-Leuchter im Hildesheimer Dom sowie dem Barbarossa-Leuchter im Aachener Dom zu den insgesamt vier noch erhaltenen romanischen Radleuchtern in Deutschland. Er gilt als eines der herausragenden Objekte romanischen Kunsthandwerks. Zusammen mit dem Antependium gehört er zur hochromanischen Ausstattung der St. Nikolauskirche auf der Comburg. Im Rahmen einer Diplomarbeit des Studienganges Restaurierung archäologischer, ethnologischer und kunsthandwerklicher Objekte an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart wurde der Hertwig-Leuchter ausführlich untersucht und dokumentiert. Die in diesem Zusammenhang entstandene Kartierung ergab neue Hinweise zu Restaurierungsgeschichte, Herstellungstechniken und Reparaturphasen des Radleuchters. Die fachliche Betreuung der Arbeit erfolgte durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Fachgebiet Restaurierung.*

Rolf Dieter Blumer/Ines Frontzek

## Geschichte der Comburg

1078 stifteten die Grafen von Comburg-Rothenburg an Stelle ihrer unweit von Schwäbisch Hall gelegenen Burg ein Benediktinerkloster. Einer der Gründer, Graf Burkhard von Comburg, trat selbst als Mönch in das Kloster ein, weitere Mönche kamen aus der ehemaligen Benediktinerabtei Brauweiler bei Köln. Zwischen 1086 und 1088 wurde ein Hirsauer Mönch zum Abt berufen und führte im Kloster Comburg die Hirsauer Reform ein. 1138 befand sich die Comburg in staufischem Besitz, 1254 gehörte sie den Schenken von Limpurg. Das Kloster blieb jedoch weiterhin Reichsvogtei. 1318 bis 1319 ging die Abtei in den Besitz der freien Reichsstadt Schwäbisch Hall über. 1484 fiel sie an den Bischof von Würzburg, 1488 erfolgte die Umwandlung in ein Chorherrenstift. In den Bauernkriegen wurde die Comburg mehrmals belagert und geplündert, sodass es schließlich zur Auflösung des Stifts kam. Im Dreißigjährigen Krieg schenkte König Gustav II. Adolf von Schweden die Anlage dem schwedischen Generalmajor und württembergischen Diplomaten Bernhard Schafalitzky von Muckadell. Später wurde die Festung erneut Reichsabtei. Unter Wilhelm Ulrich von Guttenberg entstanden die barocke Stiftskirche und der Neubau der Dekanei. 1802 schließlich fiel die Comburg endgültig an Württemberg, und 1803 erfolgte die Aufhebung des Klosters. In der Folgezeit waren in den Gebäuden zunächst Ehreninva-

liden untergebracht, ab 1926 dienten sie als Heimvolkshochschule beziehungsweise ab 1937 als Bauhandwerkerschule. Seit 1947 wird die Anlage von der Landesakademie für Fortbildung und Personalentwicklung an Schulen genutzt.

## Der Hertwig-Leuchter

Beim Comburger Radleuchter, dem so genannten Hertwig-Leuchter, handelt es sich um einen von insgesamt vier nahezu zeitgleich entstandenen Radleuchtern. Zusammen mit dem Barbarossa-Leuchter im Dom zu Aachen sowie dem Azelin- und Hezilo-Leuchter im Dom zu Hildesheim zählt er zu den herausragenden Gold- beziehungsweise Silberschmiedearbeiten des frühen 12. Jahrhunderts nördlich der Alpen.



5 cm

1 Eine der Grundplatten der insgesamt zwölf Türme des himmlischen Jerusalems.



Der Hertwig-Leuchter besteht zum größten Teil aus feuervergoldeten beziehungsweise gefärbten Kupferblechen. Neben Kupfer wurde teilweise auch Silber verarbeitet. Stützkonstruktion, Träger und Hängegerüst bestehen aus Eisen. Der Leuchter ist aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt, die ineinander gesteckt, vernietet und miteinander verdrahtet sind. Die zahlreich vorhandenen Lötungen sind weniger historischen, sondern vielmehr jüngeren Reparaturen zuzuweisen. Als besondere Verzierung sind neben gravierten und ziselierten Bereichen die mit Braunfirnis versehenen Applikationen und Schriftbänder zu nennen. Dabei handelt es sich um eine Technik, bei der durch Braunfärbung des Kupfers im Wechsel mit Feuervergoldungen farblich sehr fein abgefasste, samtig braune Zierelemente entstehen.

Der Leuchter hat einen Durchmesser von 5 m, sein Umfang beträgt circa 16 m. Er besteht aus zwei geschmiedeten Eisenreifen, auf die Bronzeplatten mit Rödeldraht montiert sind. Zwischen diesen Platten, auf denen die Kerzenhalter befestigt sind, befinden sich verschiedene Türme, die das himmlische Jerusalem symbolisieren. Die Türme weisen eine Höhe von 90 beziehungsweise 100 cm auf. Die als Ornamentplatten ausgebildeten Mittelbeziehungsweise Zwischenstücke sind 50 cm hoch und haben eine Länge von 100 cm. Auf diesen Platten befinden sich jeweils mittig Medaillons. In der Mitte eines jeden Medaillons ist eine Apostelfigur als Halbre relief angebracht. Auf der Außenseite

verläuft auf zwei übereinander liegenden Bändern je eine Inschrift, die in Braunfirnis ausgeführt ist. Der Radleuchter ist mit 48 Kerzenhaltern bestückt, die sich auf die zwölf Ornamentplatten verteilen. Die Türme haben einen unterschiedlichen Grundriss und Aufbau, sie sind abwechselnd rund oder viereckig. Auf und in den Nischen der Türme sind ebenfalls aus Blech getriebene Figuren dargestellt, vergleichbar den Apostelfiguren auf den Medaillons. Die Aufhängung des Leuchters besteht aus einer kunstvoll geschmiedeten, vierteiligen und aufwendig verzierten Eisenkonstruktion.

2 Der romanische Hertwig-Leuchter in der Klosterkirche des ehemaligen Benediktinerklosters Großcomburg.

3 Verzerrungsfreie Ansicht eines Turms von drei Seiten.





4 Die Majestas-Platte im Scheitel der Aufhängung unter dem Kettenzug mit der Darstellung des segnenden Christus.

#### Technische Ausführung und Datierung

Hinsichtlich der handwerklichen Techniken erscheint die Herstellung des Radleuchters aus heutiger Sicht eher einfach. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass in romanischer Zeit Halbzeuge wie Bleche und Drähte nur beschränkt vorhanden waren und deren Herstellung für den mittelalterlichen Handwerker bereits eine technische Herausforderung darstellten, da sie durch Treiben erst geschaffen werden mussten. Hierfür wurden die verschiedenen benötigten Elemente vorgegossen, geschmiedet, durchbrochen und getrieben. Metallteile, die miteinander verbunden werden mussten, wurden vorwiegend durch Niete und so genannten Rödeldraht erst aneinandergeheftet und anschließend zusammengefügt.

Die Oberflächenveredlung, die mittels Feuervergoldung oder -versilberung erfolgte, stellte ähnlich hohe Anforderungen an den Handwerker. Bei diesem Verfahren wird mittels Amalgam eine niederschmelzende Legierung erzeugt, die bei Zimmertemperatur auf das Blech aufgestrichen werden kann. Durch das Abdampfen von Quecksilber bleibt dann auf den Oberflächen reines Gold beziehungsweise Silber übrig. Der als weitere Oberflächenverzierung angewandte Braunfirnis wurde hingegen chemisch auf der Oberfläche erzeugt und neben den Feuervergoldungen oder -versilberungen aufgebracht. Durch dieses Mischverfahren entstanden filigrane Friese, die einen Wechsel von Gold, Silber und Braun zeigen. Eine Besonderheit stellt die Majestas-Platte dar, die den

Verteiler der Aufhängung abdeckt und mit der umlaufenden Inschrift EGO SUM. LVX. MUNDI (= ich bin das Licht der Welt) versehen ist. Zu den nur von unten sichtbaren Zierelementen zählen auch die Turmböden. Sie sind individuell in Braunfirnis ausgeführt und mit geometrischen und tierischen Ornamenten verziert.

An der unterschiedlichen Ausführung zeigt sich die künstlerische Freiheit der entwerfenden Meister. Auch die Anzahl der Ranken in den floralen Friesen ist in Anlehnung an die entsprechende Bibelstelle aus der Offenbarung des Johannes kein Zufall und dementsprechend sind die 144 Medaillons mit 144 verschiedenen Ranken verziert.

Die zeitliche Einordnung des Radleuchters wird zwischen 1135 und 1150 angesetzt. Ob seine Fertigstellung noch zu Lebzeiten des Abts Hertwig (1104–1139) erfolgte, muss offen bleiben, da schriftliche Belege hierfür fehlen. Lediglich seine Stiftung des Radleuchters ist inschriftlich belegt.

#### Restaurierungsgeschichte

Der früheste erhaltene Hinweis auf eine Restaurierung des Radleuchters stammt aus dem Jahr 1569/70. In den Comburger Jahresabrechnungen wird unter Gemeinausgaben ein Betrag von 18 Gulden genannt, der an „zwaian Goldschmieden von Würzburg, und zwaian von Schwäbische Hall, für die Kron in der Kirche, auch das Gulden Kreutz zu Renoviren, sampt Plech, meßing Droth, große vnd kleine negelein, Innerhalb des Manuals“ bezahlt wurde. Anhand dieser Rechnung lässt sich sogar nachvollziehen, dass der Leuchter bei dieser Restaurierung mit einem Anstrich oder einer Ölvergoldung versehen wurde. Den Schriftquellen zufolge wurde in diesem Zusammenhang auch die Inschrift „IN CORONAM COMBURGENSEM RENOVATAM ANNO MCLXX: LONGO OBDUCTA SITU NEC RUBIGINE TURPICORROSA HAEC PRIDEM TOTA CORONA FUIT. NEUSTETTERUS EAM IUSSIT RENOVARE DECANUS PICTURAQUE SACRAM CONDECORARE DOMUM“ (= von großem Schmutz bedeckt und von hässlichem Rost zerfressen war längst die ganze Krone, der Dekan Neustetter ließ sie renovieren und das heilige Haus mit Malerei schmücken) angebracht. Diese Inschrift wurde vermutlich um 1850 bei einer neuerlichen Restaurierung des Leuchters nach einem Absturz entfernt.

Als 1706 bis 1715 die romanische Basilika durch den jetzt noch bestehenden barocken Kirchenbau ersetzt wurde, behielt der Radleuchter seinen Platz in der Vierung.

Mit der Säkularisation 1803 wurden sämtliche aus Edelmetall bestehenden Objekte des Comburger Kirchenschatzes zum Einschmelzen in die Ludwigsburger Münze gebracht. Vermutlich wurden in diesem Zusammenhang auch die silbernen Bestand-



5 Die historische Darstellung des Leuchters, um 1851, zeigt den Leuchter in unrestauriertem Zustand.

teile des Radleuchters herausgebrochen und sind seither unwiederbringlich verloren. Größtenteils blieb der Radleuchter jedoch glücklicherweise unversehrt. In den darauffolgenden Jahren war die Kirche ungenutzt. Frühe Fotografien (es handelt sich um Glasplatten aus Karlsruhe aus dem Landesbildarchiv, um 1900, die Zeichnungen von Herdtle stammen aus der Zeit um 1864) belegen, dass es während dieser Zeit insbesondere bei dem Versuch, die damals in den Türmen des Radleuchters nistenden Tauben per Schrotflinte zu vertreiben, zu erheblichen Schäden kam. Der weitaus größte Schaden entstand jedoch in der Christnacht des Revolutionsjahres 1848. So wird berichtet, dass der Leuchter nach der Christmesse „mit lautem Getöse auf das Gestühl gestürzt“ sei. Dabei sind zahlreiche Teile abgebrochen beziehungsweise deformiert oder komplett zerstört worden. Einzig positiv zu vermerken ist, dass durch diesen Absturz unter der abgeplatzten Ölfarbe die „wahre Pracht der Vergoldung des Radleuchters“ wieder sichtbar wurde. Die anschließende Restaurierung wurde von dem Zeichenlehrer Professor Eduard Herdtle aus Stuttgart sowie einem aus Schwäbisch Hall stammenden Gürtler durchge-

führt. Herdtle fertigte erstmals eine genaue Dokumentation des Leuchters an, die heute jedoch leider größtenteils verschollen ist; von den getriebenen Bereichen fertigte er Gipsabgüsse. Bei der anschließenden Restaurierung mussten große Bereiche ergänzt werden, andere hingegen wurden angenietet und hinterlegt. Eine durch den Absturz verloren gegangene Figur wurde durch ein Blech ersetzt. Im Jahr 1851 konnte der Hertwig-Leuchter wieder an seinem Platz aufgehängt werden. Wenige Jahre später, 1876, wurde der Radleuchter erneut abgehängt und demontiert, da er in München im Rahmen der Kunst- und Gewerbeausstellung gezeigt wurde.

Die seither letzte Restaurierung des Radleuchters fand im Zusammenhang mit Sanierungsarbeiten der Comburg in den 1960er Jahren statt. Nach seiner kompletten Demontage wurde er zunächst nach München und anschließend nach Würzburg gebracht, wo der Goldschmied Amberg ihn restaurierte. Diese Maßnahme wurde unter der fachlichen Aufsicht des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg und des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege durchgeführt und dokumentiert. Bei der Restaurierung entfernte man alle zwischen

6 Zustand der Majestas-Platte 1972 sowie 2011 im Auflicht und Röntgenbild.



# TOT·HERTWIG·ADAR·

7 Ausschnitt aus dem umlaufenden Schriftband mit dem Stifternamen Hertwig.

1848 und 1851 angebrachten Ergänzungen. Zahlreiche Bereiche wurden verlötet, ergänzt, stabilisiert, nachgetrieben und neu vergoldet. Bei den Lötungen wurden allerdings auch die Braunfirnisbereiche stark in Mitleidenschaft gezogen. Auch die Feuervergoldungen mussten wie die meisten ins Feuer genommenen Braunfirnisbereiche rekonstruiert werden. Leider verloren die durch die Eingriffe der letzten Restaurierung teilweise überarbeiteten romanischen Figuren und Platten ihre künstlerische Oberflächengestaltung, was besonders an der Majestas-Platte deutlich sichtbar ist. Als seinerzeit innovativ, aber aus heutiger Sicht

8 Feinst ausgearbeitetes Fabelwesen auf einem der umlaufenden Bänder, ausgeführt in Braunfirnis und Gold.



fragwürdig ist der bei dieser Maßnahme aufgebrauchte Schutzüberzug aus Paraffin zu bewerten, der keinen ausreichenden Schutz zum Beispiel gegen Taunässe bieten kann.

Seit seiner letzten Restaurierung hängt der Radleuchter wieder an seinem angestammten Platz in der St. Nikolauskirche. Einzig zur Weihnachts-, Silvester- und Ostermesse wird er herabgelassen und dient als Lichtquelle der Kirche.

## Bestandsaufnahme und Kartierung

Zur vollständigen Kartierung des Comburger Hertwig-Leuchters wurde am herabgelassenen Objekt vor Ort zwischen April und Juli 2011 eine Bestandsaufnahme durchgeführt. Die Untersuchungen erfolgten optisch mittels Kopflupe und Mikroskop. Zum Sichtbarmachen von Details, wie beispielsweise Lötungen, wurden zudem von ausgewählten Bereichen Röntgenaufnahmen (Gammagrafien) erstellt.

Durch die optischen, mikroskopischen und radiologischen Untersuchungen sowie durch historische Bild- und Schriftdokumentationen konnten somit auch die letzten Restaurierungsmaßnahmen kartiert werden. Als Grundlage dienten vom Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen angefertigte und entzerrte Fotografien, die Kartierung selbst wurde mit einem digitalen Kartierungsprogramm durchgeführt.

9 Ausschnitt aus der Kartierung „Oberflächenveredelung“.



Bei der Bestandsaufnahme zeigte sich, dass der Radleuchter in seinen technischen Verbindungen stabil ist. Nur wenige Lötungen haben sich gelöst, stellen aber im Moment noch keine konstruktive Schwächung dar. Um weitere Schäden zu verhindern und Verlusten vorzubeugen, müssen diese Schäden jedoch behoben werden. Einige Niete sind verloren gegangen und wurden nur notdürftig mit grün ummanteltem Draht fixiert. Diese Bereiche sind dringend zu ergänzen, da hier der Verlust der Kerzenhalter droht. Hauptschädigungsfaktor ist jedoch die starke Oberflächenverschmutzung durch Staub, der als geschlossene Schicht dick auf den nach oben weisenden Flächen aufliegt. In diesen Bereichen kann es zu einer Art Kompressenwirkung kommen, wodurch neue Schäden durch Korrosion entstehen können. Ebenfalls ein starker Schädigungsfaktor ist das herabtropfende Wachs, das sich sowohl an der Innen- als auch an der Außenseite des Radleuchters befindet und an manchen Stellen bereits zu einer Grünfärbung geführt hat.

Die im Zusammenhang mit der Bestandsaufnahme entstandene Kartierung bildet eine wichtige Grundlage für die anstehenden Maßnahmen. Der gegenwärtige Zustand ist ausführlich erfasst, sodass Bestand und Schäden am Radleuchter gut eingeschätzt werden können. Dabei ist anzumerken, dass Handlungsbedarf besteht, um eine langfristige Erhaltung des Leuchters zu gewährleisten. Hierzu bedarf es einiger Konservierungsmaßnahmen, um beispielsweise weiteren Schäden durch die nicht mehr ganz geschlossene Paraffinschutzschicht vorzubeugen sowie dem Schadensfortschritt durch das herabgelaufene Wachs Einhalt zu gebieten. Ebenfalls sollten alle Teile, die lose oder

gefährdet sind, gesichert werden. Es bedarf einer zeitnahen Umsetzung, um diesem außergewöhnlichen Objekt gerecht zu werden.

### Praktischer Hinweis

Der Leuchter kann in der Kirche im Rahmen der dort angebotenen Führungen besichtigt werden:

Kloster Großcomburg  
74523 Schwäbisch Hall-Steinbach  
Telefon 0791/938185  
[www.schloesser-magazin.de/de/kloster-grosscomburg/kloster/250065.html](http://www.schloesser-magazin.de/de/kloster-grosscomburg/kloster/250065.html)

### Literatur

Rolf-Dieter Blumer/Markus Numberger/Sophie Richter/Robert Schweizer/Gundula Tutt: Schema für die Kartierung von Metall in der Denkmalpflege (MS 2009, Archiv LAD FG Restaurierung).

Georg Sigmund Graf Adelman von Adelmansfelden: Zur Instandsetzung von Antependium und Kronleuchter der Großcomburg, in: Beiträge zur Geschichte der Comburg, Band 56, Schwäbisch Hall 1972, S. 35–58.

Valentien Freerk: Untersuchungen zur Kunst des 12. Jahrhunderts im Kloster Kumburg, Stuttgart 1963.

**Rolf-Dieter Blumer**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

**Dipl.-Rest. Ines Frontzek**  
Hauptstraße 22  
74541 Vellberg

## Glossar

### Braunfirnis-Technik

Technik zur polychromen Oberflächengestaltung von Metallen, meist von Kupfer und kupferhaltigen Legierungen, seltener von Eisen. Dabei wird zunächst ein aus Leinöl, Naturasphalt, Holzteer oder Wachs bestehender organischer Überzug auf das Metall aufgebracht, der dann nach Erwärmen und Einbrennen einen stabilen Überzug auf der Oberfläche bildet. Durch partielles Freilegen dieses Überzuges können anschließend beispielsweise auch Feuervergoldungen vorgenommen werden.

### Feuervergoldung

Verfahren zur Veredlung metallener Oberflächen mittels Aufbringen einer Goldschicht. Dabei wird eine Legierung aus Quecksilber und Gold auf die zu vergoldende Fläche aufgebracht und anschließend erhitzt. Hierdurch verdampft das Quecksilber und eine polierfähige Goldoberfläche bleibt zurück.



10 Erfassung der Veränderungen, „Restaurierungsphasen“.

- Ergänzung**
- Lösbare Verbindung neu
  - Unlösbare Verbindung neu
  - Ergänzung Cu o. Cu-Legierung
  - Ergänzung Silber
- weitere Eingriffe**
- Vergoldung neu
  - Lötung neu
  - flächige Lötung neu
- Kennzeichnung**
- Kennzeichnungen alt



# Gesamtanlage „Weststadt Heidelberg“

## Ein exemplarisches Beispiel gründerzeitlicher Stadterweiterung

*Der Gemeinderat der Stadt Heidelberg hat im März 2012 einstimmig beschlossen, die Weststadt, ein herausragendes Zeugnis der gründerzeitlichen Epoche Heidelbergs, als Gesamtanlage gemäß §19 Denkmalschutzgesetz unter Schutz zu stellen. Mit dem Satzungsbeschluss kommt die Stadt ihrer Verantwortung nach, das überlieferte Erscheinungsbild der Weststadt für künftige Generationen zu sichern und denkmalgerecht weiterzuentwickeln.*

Timo Hagen/Daniel Keller

Schon im Jahr 2009 hat die Stadt Heidelberg für die Weststadt eine Erhaltungssatzung verabschiedet, um den städtebaulichen Besonderheiten des Stadtteils Rechnung zu tragen. Der Erlass der Gesamtanlagensatzung ermöglicht es nun, das historisch überlieferte Stadtbild der Weststadt als ein einziges zusammenhängendes Denkmal zu behandeln. Insbesondere der enge räumliche und funktionale Wirkungszusammenhang zwischen Frei- und Grünflächen und der historischen Bebauung bestimmt heute die Qualität der Gesamtanlage „Weststadt Heidelberg“. Die Wirkung der überlieferten Einzelbauten und Anlagen kommt erst in diesem städtebaulichen Rahmen voll zur Geltung. Die Geschichte der Weststadt Heidelbergs wird nicht nur in einzelnen Kulturdenkmälern anschaulich überliefert, sondern auch in siedlungsgeschichtlichen Zusammenhängen. Gerade auch die Vielzahl der so genannten anonymen Ar-

1 Geschlossene Bauweise entlang der Blumenstraße.



chitekturen formt Straßen- und Platzräume und damit Quartiere. Die Gesamtanlagensatzung bietet die rechtliche Handhabe, künftig das überlieferte Stadtbild als Maßstab für die fachliche Beurteilung von Bauvorhaben heranzuziehen. Entsprechend dem besonderen öffentlichen Erhaltungsinteresse am geschützten Bild der Gesamtanlage können höhere Anforderungen an Vorhaben innerhalb des Geltungsbereiches gestellt werden, als dies mit den einschlägigen bau- und planungsrechtlichen Instrumentarien möglich ist. Die Erfahrung, die die Stadt Heidelberg mit der Gesamtanlagensatzung „Alt Heidelberg“ sammeln konnte, trug sicherlich dazu bei, dass das vielfach zitierte Bild der „Käseglocke“ nicht mehr in den Köpfen der Bevölkerung steckt. Zu rechtlichen und fachlichen Voraussetzungen und Auswirkungen einer Gesamtanlage sei auf Heft 3/2004 des Nachrichtenblattes verwiesen.

Der hier abgedruckte Text ist ein Auszug aus der im Herbst 2013 erscheinenden Publikation „Stadtkreis Heidelberg“ der Reihe „Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland – Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“.

### Situation vor Anlage des Stadtteils 1872

Das Gebiet der heutigen Weststadt war vor Anlage des Stadtteils vorwiegend Ackerland; am Hang des Gaisbergs befanden sich Weingärten. Zu den wenigen bereits existierenden Straßen gehörten die Römerstraße als so genannter Galgenweg, die Rohrbacher Straße als Chaussee nach Karlsruhe und die Gaisbergstraße als Erschließungsweg für die Weingärten. Eine wesentliche Voraussetzung für die Besiedlung war der Bau des ersten Heidelberger Bahnhofs 1840 südwestlich der Altstadt, im Bereich des heutigen Menglerbaus (Ecke Rohrbacher Straße/Kurfürstenanlage). Im Vorfeld der



2 Luftbild mit Abgrenzung der Gesamtanlage (rot).

Eröffnung des Bahnhofs wurde 1836 in unmittelbarer Nähe das spätere Hotel Schrieder (Kurfürstenanlage 1) erbaut. Der Anschluss Heidebergs an die Bahn führte zu einem sprunghaften Anstieg des Fremdenverkehrs, sodass zahlreiche weitere Hotels in Bahnhofsnähe errichtet wurden, darunter 1876/1877 auch das Grand Hotel (Rohrbacher Straße 11). Begünstigt durch die Nähe zum Bahnhof entwickelte sich zwischen Rohrbacher- und Gaisbergstraße ein kleines Industriegebiet. Bereits seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand hier die farbstoffproduzierende Krappfabrik (später Ultramarinfabrik, Auflassung um 1876), hinzu kamen die Eisengießerei und Maschinenfabrik V. Hefft (ca. 1858–1903) und die Farbholzfabrik Ch. Keller (1861/1863–1903). Die Waggonfabrik H. Fuchs (Nachfolgerin der Wagenfabrik J. Schäfer) produzierte von 1861 bis 1902 auf einem großen Areal zwischen der heutigen Bahnhof-, Häusser-, Blumen- und Landhausstraße Eisenbahnwaggons. Die ältesten Wohnbauten der Weststadt aus den 1860er und 1870er Jahren wurden überwiegend entlang der bereits bestehenden Rohrbacher- und Gaisbergstraße und der sie verbindenden Seitenstraßen errichtet. Vielfach waren es Landwirte, die die langgestreckten Parzellen auf der Hangseite der Gaisbergstraße landwirtschaftlich nutzten.

### Städtebauliche Entwicklung 1872 bis 1914

Mit der Feststellung eines Ortsbauplans 1872, also kurz nach der Reichsgründung, wurde mitten in der Hochphase der Gründerjahre der „Rohrbacher Baubezirk“, so die Bezeichnung für das Gebiet zwischen Römer-, Bahnhof-, Gaisberg- und Franz-Knauff-Straße, offiziell eröffnet. Das vorgesehene Straßennetz im Schachbrettsystem orientierte sich an der Feldflureinteilung und ist heute noch gut im Bereich nördlich der Zähringerstraße ablesbar. Die

Nord-Süd-Verbindungen wurden an den Verlauf der existierenden Römer- und Rohrbacher Straße angepasst. Der Großteil der Straßen wurde 1875 fertiggestellt. Später angelegte kleinere Straßen wie die Wilhelmstraße (1887), die ehemalige Treitschkestraße (1896, jetzt Goldschmidtstraße), die Albert-Mays-Straße (1901) und die Goethestraße (1902) unterteilten die großen Planquadrate in kleinere Baublöcke. Bald nach Eröffnung des Baubezirks setzte mit dem Wiener Börsenkrach von 1873 die Gründerkrise ein. Die Besiedlung erfolgte zunächst nur langsam und war weitgehend auf die Nordhälfte des Baubezirks bis zur Zähringerstraße beschränkt. Günstig auf die Entwicklung wirkte sich der Bau der Neckarbrücke zwischen Neuenheim und Heidelberg 1875 bis 1877 aus, da er den Schwerpunkt des städtischen Lebens Heidebergs nach Westen an den Bismarckplatz verlagerte. Die Rohrbacher Straße erfuhr durch den Bau der Neckarbrücke eine Auf-

3 Blick auf die Landhausschule.





4 Eingangsfassade des St. Josefs-Krankenhauses.

5 Blick vom Wilhelmsplatz auf Bonifatiuskirche und Häuserzeile der Kleinschmidtstraße.

6 Übersichtsplan der Weststadt und angrenzender Stadtgebiete von 1881 (schwarz) mit nachträglich eingezeichneter Bebauung (rot), Baumeisterplanung (braun) und geplanter Trassenführung der Odenwaldbahnlinie (Bleistift).

wertung und entwickelte sich zur Hauptverkehrs- und Geschäftsstraße des Stadtteils. Die Stadtberechnungen erwarteten, dass sich der neue Baubezirk zu einem gehobenen Wohngebiet mit Landhäusern, also freistehenden Wohngebäuden mit großzügigen Gartenflächen, entwickeln würde. Er sollte so dem ambitionierten Bild Heidelbergs als Fremdenverkehrs- und Universitätsstadt entsprechen, zumal sich Heidelberg auch als Terrainkurort zu etablieren suchte. Landhäuser entstanden zwar auch vereinzelt, primär am hierfür prädestinierten Gaisberghang und entlang der südlichen Landhausstraße. Vor allem wurden jedoch Mietshäuser in Blockrandbauweise errichtet, häufig mit Ladengeschäften im Erdgeschoss und Gewerbebetrieben im Hinterhof, so vor allem im nördlichen Drittel des Baubezirks nahe der Bahntrasse (heu-

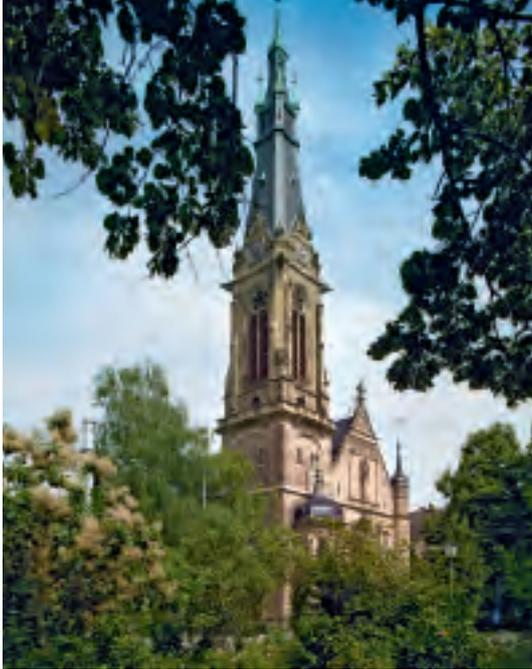


tige Kurfürstenanlage) und in der Rohrbacher Straße. Mit dem Bau einer städtischen Volksschule, der Landhausschule (1884–1886), und der Anlegung des Wilhelmsplatzes 1886 erfolgten erste Schritte, die Wohnqualität des Baubezirks zu steigern. Die soziale Infrastruktur wurde in der Folgezeit sukzessive ausgebaut. Öffentliche Bauten wie das St. Josefs-Krankenhaus (1889), die katholische St. Bonifatiuskirche (1899–1903) und das Spritzenhaus (Wilhelmstraße 1) für die Stadtteil-Feuerwehr (1903) entstanden in der Umgebung des Wilhelmsplatzes, der sich damit zu einem Zentrum des Stadtteils entwickelte. Die Platzierung der evangelischen Christuskirche (1900–1904) gab den Startschuss für das Wachstum des Stadtteils nach Süden. Ab Mitte der 1880er Jahre verstärkte sich trotz Wirtschaftskrise der Zuzug in sämtliche Städte Badens. So setzte Ende der 1880er Jahre auch in der Weststadt eine erhöhte Wohnbautätigkeit ein. Für die Zeit bis 1912 kann, übereinstimmend mit der damaligen Entwicklung der Weltwirtschaft, von einem regelrechten Bauboom gesprochen werden, der um die Jahrhundertwende und kurz vor dem Ersten Weltkrieg seine stärksten Ausprägungen erreichte.

### Ortsbauplan von Reinhard Baumeister 1891

Um den Anforderungen eines modernen und repräsentativen Stadtteils gerecht zu werden, beauftragte die Stadt mit Reinhard Baumeister aus Karlsruhe einen der damals bedeutendsten Städteplaner mit der Erarbeitung eines revidierten und erweiterten Ortsbauplans. Der 1891 festgestellte Plan erweiterte das Gebiet des Rohrbacher Baubezirks nach Westen bis zur Bahnlinie nach Karlsruhe und bezog auch den von Bahngleisen, Ring- und Lessingstraße begrenzten Speyerer Baubezirk mit ein. Das Gebiet nördlich der Zähringer- und östlich der Römerstraße war nicht betroffen, da





hier die Straßenfluchten durch die fortgeschrittene Bebauung nicht mehr modifizierbar waren. Baumeister lockerte das schachbrettartige Straßennetz durch Diagonalstraßen (Schiller- und Endemannstraße), Platzanlagen und Grünstreifen (an Zähringer- und Dantestraße) auf und sah in bestimmten Bereichen Vorgärten vor. So entstand der Straßenfächer an der Kreuzung Zähringerstraße/ Römerstraße, der durch die hier erbaute Christuskirche (1904) zu einem zweiten Stadtteilzentrum aufgewertet wurde. Ziele des Bebauungsplanes waren neben einem abwechslungsreichen malerischen Straßenbild eine bessere Orientierung und kürzere Verkehrswege innerhalb des Quartiers sowie die Schaffung von Freiräumen für mehr Licht und Luft. Letzteres war das Hauptanliegen der für einen gesünderen Städtebau eintretenden Hygie-



nebewegung, zu deren Wortführern Baumeister zählte. Kennzeichnend für Baumeisters Planungen ist die differenzierte Behandlung einzelner Straßenabschnitte und Straßenseiten nach ihrer Lage, vorgesehenen Funktion und sozialen Nutzung. Gestützt wurde dies durch die 1893 neu eingeführte städtische Bauordnung. Sie unterschied nach Frankfurter Vorbild Zonen von offener und geschlossener Bauweise, die zudem in Gebäudehöhe und Grad der Grundstücksüberbauung divergierten. So wurde etwa der Bereich zwischen Zähringer-, Rohrbacher-, Dante- und Kleinschmidtstraße als Villengebiet ausgewiesen. Weitab des Bahnhofs mit seinen Emissionen entstanden in großzügigen Grundstücken gelegene freistehende Einzel- und Gruppenbauten für ein gehobenes Publikum. Die breit angelegte Schillerstraße mit

7 Blick auf die Christuskirche.

8 Offene Bauweise im mittleren Abschnitt der Kleinschmidtstraße.



9 Jugendstilgebäude in der Zähringerstraße.

10 Jugendstilvilla in der Zähringerstraße.



11 Wohnhausblock aus den 1920er Jahren entlang der Franz-Knauff-Straße.

12 Blick in die Gaisbergstraße; in der Bildmitte ein Beispiel für die noch in der Tradition des Spätklassizismus stehende früheste Wohnbebauung der Weststadt.

Blockrandbebauung, Mietwohnungen mittlerer Größe und zahlreichen Geschäften wurde dagegen als Hauptverkehrs- und Geschäftsstraße konzipiert; selbst die Straßenbahn, damals noch in Form einer Pferdebahn, wurde bereits berücksichtigt. Da sich die eingangs erwähnten großen Industriebetriebe nicht mit dem Bild eines gehobenen Wohngebiets vertrugen, wurden sie bis 1903 aus dem Stadtteil gedrängt.

### Bautätigkeit nach dem Ersten Weltkrieg

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges war der Rohrbacher Baubezirk weitgehend geschlossen bebaut. Eine Ausnahme bildete der durch die Nähe der Odenwaldbahnlinie benachteiligte südwestli-

che Bereich des Plangebietes. Dementsprechend konzentrierte sich die Bautätigkeit späterer Jahre auf dieses Areal. Die Zwanzigerjahre brachten mit genossenschaftlichen Wohnanlagen von teils erheblichen Ausmaßen eine neue Bauaufgabe mit sich. Neben einigen Villen (Häusserstraße) entstanden in dieser Zeit in der Weststadt mehrere größere Wohnblöcke an der Dantestraße, der Rohrbacher Straße sowie an der Franz-Knauff-Straße. In ihrer Formensprache knüpften diese noch an die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg an.

Die im Zweiten Weltkrieg unzerstörte Weststadt erfuhr in den 1950er und 1960er Jahren einige spürbare Veränderungen im Bereich der Rohrbacher Straße und an der südlichen und westlichen Randzone. Entlang der Rohrbacher Straße wurden die Ladenzonen zahlreicher Geschäftshäuser modernisiert und Teile der alten Bebauung durch moderne Geschäftsneubauten ersetzt. Im südlichen und westlichen Bereich entstanden Mietshäuser, die den Stadtgrundriss nach der Planung von Baumeister auffüllten.

### Bahnhof als Faktor der Stadtteilentwicklung

Bahnhöfe wirkten anfangs auf das wohlhabende Bürgertum überaus anziehend, und so entstanden auch am heutigen Adenauerplatz in den 1870er Jahren repräsentative Villen. Dahingegen herrschte noch im weiteren, ehemals besonders emissionsbelasteten Umfeld des damaligen Güterbahnhofs (etwa auf Höhe der heutigen Stadtbücherei) eine lediglich bescheidene Bebauung durch geschlossene Mietshausreihen vor. Der anfängliche Enthusiasmus der Anwohner schlug in den folgenden Jahren in Unmut über die Belastung des Straßenverkehrs und der Wohnqualität durch Gleisverlauf und Bahnbetrieb um. Bereits 1901 wurde eine Verlegung des Hauptbahnhofs an seinen heutigen Standort beschlossen. Die Weststadt und Bergheim sollten so besser an die Altstadt angebunden werden; außerdem wollte man dem zunehmenden Bahnverkehr in Nordsüdrichtung mit einem Durchgangsbahnhof Rechnung tragen. Das Gesamtkonzept des von Baumeister projektierten Straßennetzes wurde durch den Bau des Königstuhltunnels (1908–1909) und die damit verbundene ringförmige Neuführung des Gleiskörpers (Anbindung an die Odenwaldlinie) im Südwesten beschnitten.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg verlegte man den Güterbahnhof nach Westen vor die Stadt. Die ihn bedienenden Gleise sowie die Odenwaldlinie umschlossen ein großflächiges Areal, die zur Weststadt gehörige so genannten Bahninsel. Im Zuge der derzeitigen Entwicklung des neuen Stadtteils „Bahnstadt“ ist dieses Areal starken Veränderun-

gen unterworfen. Der Güterbahnhof und die ihm zugehörige Bahnlinie wurden 2003 aufgelassen. Es blieben lediglich ein Eisenbahnwasserturm und einige Eisenbahnbrücken erhalten. Die durch zwei Weltkriege verzögerte Verlegung des Hauptbahnhofs erfolgte erst 1950 bis 1955. Anstelle der Bahntrasse legte man die Kurfürstenanlage als Magistrale vom neuen Bahnhof zum Zentrum an.

### Bauweisen und Stilformen

Ein nicht unerheblicher Teil des heutigen Erscheinungsbilds der Weststadt wird von offener Bauweise geprägt. Dies gilt insbesondere für die gehobeneren bürgerlichen Wohngebiete am Gaisberghang, im Zentrum des Schutzbereichs sowie in den nordwestlich und südwestlich daran anschließenden Arealen. Hier herrscht als Haustyp die zweigeschossige Villa als palais- oder landhausartiges Wohngebäude mit umgebendem Garten vor. Neben Villen finden sich aber auch Zwei- und Mehrfamilienhäuser mit reich gegliederten Fassaden. Im nördlichen und nordwestlichen Bereich dagegen dominiert die geschlossene Bauweise. Die Straßenzüge sind hier von einer drei- bis viergeschossigen Blockrandbebauung mit traufständigen Gebäuden geprägt, die hauptsächlich für Handwerker, Kaufleute und Beamte errichtet wurden. Hier wurden die Erdgeschosszonen und Rückgebäude häufig gewerblich genutzt. Eine Verdichtung traufständiger Häuserzeilen ist auch im Süden sowie entlang der Rohrbacher Straße zu erkennen, was zu deren Charakter als Hauptgeschäfts- und Hauptverkehrsstraße der Weststadt beiträgt.

Typisch für die Gründerzeitbebauung der Weststadt ist neben der Vielfalt der historisierenden Baustile und Stilvarianten der Reichtum an Gliederungs- und Schmuckelementen. Während in den 1860er und 1870er Jahren noch Putzbauten in der Tradition des Spätklassizismus vorherrschten, bestimmten bis um 1900 Fassaden mit reichen Natursteingliederungen und/oder Klinkerflächen das Bild der Weststadt. Um die Jahrhundertwende wurden gerade bei den Landhäusern Giebel, Erker oder Kniestöcke nicht selten in Blendfachwerk ausgeführt. Hinzu kommen entsprechende Dachformen als Krüppelwalmdach oder vorgezogene Satteldächer im so genannten Schweizerhaus-Stil. Reine Jugendstilbauten sind in der Weststadt – wie auch im übrigen Stadtgebiet – nur vereinzelt zu finden. Dennoch sind nach 1900 in ornamentalen Details Jugendstileinflüsse zu erkennen. Die Wohnbauten der Folgezeit sind weiterhin durch vom Historismus geprägte Grundmotive bestimmt, gehen aber verstärkt in kubische Bauformen mit großen Putzflächen über. Noch bis in die 1920er Jahre sind Rückgriffe auf eine gründer-

zeitliche Formensprache, etwa bei den genossenschaftlichen Wohnblöcken im südwestlichen Teil der Weststadt, feststellbar.

### Erbauer und Bewohner

Der Rohrbacher Baubezirk zog mit seinen topografischen und strukturellen Vorzügen unterschiedliche Bevölkerungsschichten an, die jedoch fast ausschließlich dem Bürgertum angehörten – eine Entwicklung, die durch eine differenzierte Stadtplanung gefördert wurde. Es waren sowohl Einheimische, die der Enge der Altstadt zu entkommen suchten, als auch vom Ruf der Fremdenverkehrs- und Universitätsstadt angelockte Auswärtige, die sich hier niederließen. Über die Hälfte aller Wohnbauten wurden von Privatleuten in Auftrag gegeben, die übrigen wurden von Architekten oder Baumeistern als Spekulationsobjekte erbaut und nach Fertigstellung vermietet oder verkauft. Auftraggeber waren in erster Linie Handwerker, gefolgt von Privatiers und Kaufleuten, des Weiteren Lokomotivführer und Beamte jeden Ranges, Fabrikanten und Universitätsprofessoren. Diese Privatleute traten in der Regel nur einmal, manchmal auch zwei- oder dreimal als Bauherren auf. Eine Ausnahme stellt der Maler- und Tünchermeister Georg Hauck dar, der zwischen 1883 und 1910 fast 20 Einzel- und Gruppenbauten im gesamten Rohrbacher Baubezirk in Auftrag gab. Besonders in den Villengebäuden, die meist nur für eine Wohnpartei erbaut wurden, ließen sich die Auftraggeber selbst nieder. Hand-

13 Villa mit Blendfachwerk in der Zähringerstraße.



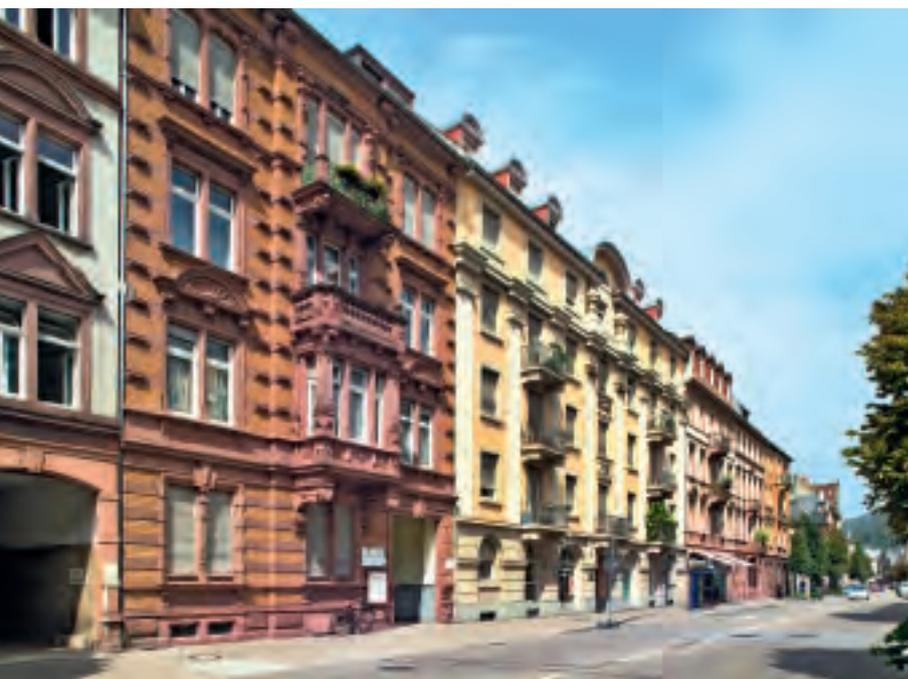
## Glossar

### Krüppelwalm

Das Walmdach hat anstelle des spitzen Giebels eine auf die Schmalseite des Hauses heruntergezogene Dachfläche. Wenn sie nicht über die gesamte Giebelfläche reicht, handelt es sich um eine reduzierte Dachfläche, eben den „Krüppelwalm“.

werker und Kaufleute bewohnten dagegen Mietshäuser und hatten häufig ihre Werkstatt, ihr Lager oder ihr Comptoir im Hinterhof und ein Ladengeschäft im Vorderhaus. Zu den wenigen Vertretern der Unterschicht, die den Rohrbacher Baubezirk bewohnten, gehörten vor allem Bahnarbeiter und Dienstboten. Die vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Bauten wurden größtenteils von studierten Architekten, teils aber auch von handwerklich ausgebildeten Baumeistern entworfen. Nicht selten beauftragten Baumeister Architekten mit Entwürfen für ihre Bauprojekte. Das Architekturbüro Henkenhaf & Ebert prägte mit Entwürfen für knapp 40 Einzel- und Gruppenbauten – fast ausschließlich Auftragsarbeiten der Jahre 1885 bis 1912 – wie niemand sonst das architektonische Bild der Weststadt. Auf je über 20 Bauten bringen es die Architekten Wilhelm Spahn, Joseph Eirich, Franz Sales Kuhn und das Baugeschäft Beiler & Ueberle. Bezogen auf den Bestand der Einzeldenkmale, immerhin rund zwei Drittel aller Gebäude des ehemaligen Rohrbacher Baubezirks, bedeutet dies, dass lediglich 15 Prozent der Planfertiger über die Hälfte aller Entwürfe schufen. Fast 90 Prozent der Planfertiger waren in Heidelberg ansässig. Die übrigen kamen zumeist aus der Region. Zu den wenigen Bauten, die von nicht-ortsansässigen, überregional bekannten Architekten errichtet wurden, zählen eine Doppelvilla des Münchner Architekten Eugen Drollinger (1887–1889) und eine Villa des Berliner Architekten und Burgenrestaurators Bodo Ehardt (1899/1900). Zur Baupraxis im Rohrbacher Bezirk gehörte die Bebauung größerer zusammenhängender Parzellengruppen durch denselben Bauherrn und/oder Architekten. Diese hat ihren Höhepunkt in den fast ausschließlich von den Architekten Moosbrugger & Pflaumer

14 Blick in die Rohrbacher Straße.



entworfenen Mietshausgruppen im Plandreieck zwischen Dante-, Häusser- und Schillerstraße (1909–1911).

### Ziel der Gesamtanlagensatzung

Heute kann die Weststadt Heidelbergs, da von Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs verschont und von Neubaumaßnahmen der Nachkriegszeit nur gering betroffen, als eines der qualitativsten und aussagereichsten Gründerzeitviertel des Landes angesehen werden. Durch seine geschichtsbezogene Aussage leistet das hochwertige Erscheinungsbild der Weststadt einen wesentlichen Beitrag zur Identität, Attraktivität und Lebensqualität der Stadt Heidelberg. An seiner Erhaltung und Förderung besteht ein besonderes öffentliches Interesse. Ziel der Gesamtanlagenschutzsatzung ist es, die bis heute erhaltene einheitliche Stadtgestalt des einzigartigen Ensembles, von der städtebaulichen Idee der Bebauungspläne, der Integration unterschiedlicher Bau- und Wohnformen, über die stilistische Vielfalt der Gründerzeit mit ihren reichen Schmuckfassaden bis hin zur Gartenbaukunst zu bewahren und zu schützen.

### Literatur

Christoph Vierneisel: Der differenzierte Fluchtlinienplan und der Umlegungsplan für die Heidelberger Weststadt von 1891–1896. Der Städtebau-Reformer Reinhard Baumeister in der Planungspraxis, in: Städtebaureform 1865–1900. Teil 1. Von Licht, Luft und Ordnung in der Stadt der Gründerzeit. Allgemeine Beiträge und Bebauungsplanung, hg. v. Juan Rodriguez Lores u. a. (= Stadt, Planung, Geschichte, Bd. 5 I), Hamburg 1985, S. 169–190.

Wolf Deiseroth: Die Weststadt von Heidelberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 9/9, 1980, S. 37–50.

Heinz Kneile: Stadterweiterung und Stadtplanung im 19. Jahrhundert. Auswirkungen des ökonomischen und sozialen Strukturwandels auf die Stadtphysiognomie im Großherzogtum Baden, Freiburg 1978 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 15).

*Timo Hagen, M.A.*  
Kunsthistorisches Institut in Florenz –  
Max-Planck-Institut  
Via Giuseppe Giusti 44  
I-50122 Firenze

*Daniel Keller*  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege

# Fast sechzig und kein bisschen altmodisch

## Fast sechzig Jahre Dienstsitz des Wirtschaftsministeriums

*In der beständigen Hektik des großstädtischen Verkehrs kaum wahrgenommen, erhebt sich am Rande der Stuttgarter Innenstadt einer der herausragenden Bauten der südwestdeutschen Nachkriegsarchitektur. Als exzellentes Beispiel für den Aufbruchswillen eines ganzen Landes steht er auch exemplarisch für eine völlig neue Art zu bauen. Heute steht das 1954 bis 1957 erbaute Gebäude unter Denkmalschutz und dient als einer der Dienstsitze des Ministeriums für Finanzen und Wirtschaft, der obersten Denkmalschutzbehörde; es beherbergt unter anderem das Referat Denkmalpflege, Bauberufsrecht. Anlässlich des 60-jährigen Landesjubiläums soll die Geschichte des ersten Ministeriumsneubaus in Baden-Württemberg nach dem Zweiten Weltkrieg näher vorgestellt werden.*

Hendrik Leonhardt

### Neuanfang

Nach den furchtbaren Zerstörungen, dem anschließenden Machtvakuum sowie der schwer lastenden moralischen Schuld, die das nationalsozialistische Regime hinterlassen hatte, galt es sich politisch und gesellschaftlich neu zu orientieren: Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit waren fortan die Schlagworte, die zu einer besseren Welt verhelfen sollten. Sinnfälliger Ausdruck dieses Bestrebens war die Architektur. Indem sie der neu angebrochenen Epoche einen ihr gemäßen Ausdruck, gleichsam ein optimistisches und zukunftsorientiertes Gesicht gab, sollte sie dazu beitragen, die erlebten Schrecken zu überwinden. Ihre Lösungen waren bahnbrechend: leichte Fassaden in Stahl und Glas statt der steinernen Schwere der NS-Repräsentationsbauten, fließende Grundrisse und lichtdurchflutete Räume statt beengter und stickiger Quartiere früherer Jahrhunderte sowie Offenheit und Transparenz ausstrahlende Verwaltungsbauten als allgemein verständliche Zeichen eines gewandelten Staatsverständnisses. Das Wirtschaftsministerium in der Theodor-Heuss-Straße greift bereits zu Beginn der fünfziger Jahre all diese Merkmale auf und führt sie zu früher Perfektion. Doch der heute im Stadtbild so selbstverständlich erscheinende Baukomplex hat eine bewegte Geschichte hinter sich, derer zu erinnern sich lohnt.

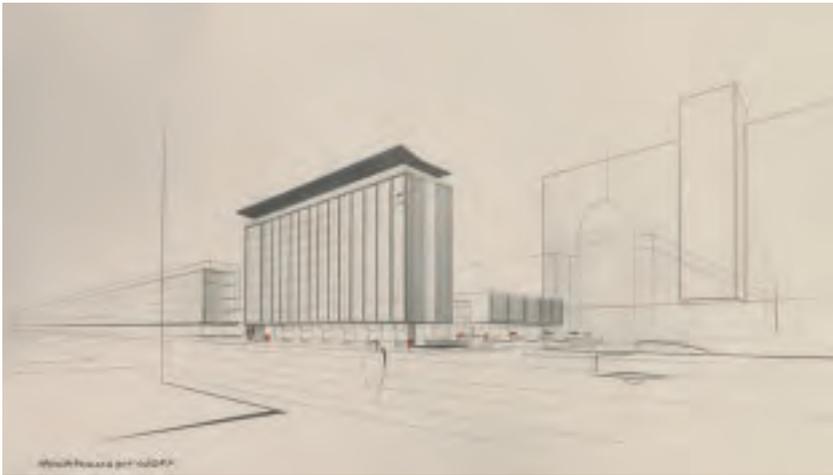
### Planung: Ein Ziel, doch viele Ideen

Mit der Gründung des Südweststaates am 25. April 1952 wurde eine einheitliche Landesverwaltung

der ehemals eigenständigen Länder Baden, Württemberg und Hohenzollern notwendig. Das bis dahin bestehende Wirtschaftsministerium Württemberg fand, durch den Krieg seines Domizils beraubt, zunächst im ehemaligen NS-Fliegerkorps,

1 Das Wirtschaftsministerium im dichten städtischen Gefüge der Theodor-Heuss-Straße.





2 Isometrische Planzeichnungen der beiden Entwurfsvarianten.

ab 1949 im Landesgewerbeamt eine temporäre Heimat. Mit der Zusammenlegung der drei Wirtschaftsministerien im Rahmen der Landesgründung wurde schließlich ein größerer, alle bisherigen Teilverwaltungen umfassender Dienstsitz unabdingbar. Über einen Flächentausch gelang es 1953, das Trümmergrundstück einer ehemaligen Wohnbebauung zwischen Rote-, Kanzlei-, Hospital- und Kienestraße von der Stadt Stuttgart zu erwerben. Für diesen Standort sprach sowohl die verkehrsgünstige Lage am Rande des Stuttgarter Zentrums als auch die unmittelbare Nähe zum Gewerkschaftshaus sowie zum Landesgewerbeamt, dem heutigen Haus der Wirtschaft. Eigentümer wurde das Finanzministerium, das auch als Bauherr fungierte und das Gebäude nach Fertigstellung dem Wirtschaftsministerium übergab.

Nachdem das Grundstück erworben und die rechtlichen Rahmenbedingungen geklärt waren, begann auf Veranlassung von Wirtschaftsminister Dr. Hermann Veit die Bauabteilung der Oberfinanzdirektion Stuttgart am 1. Juni 1953 mit den Planungen. Federführender Architekt war der erfahrene Regierungsbauassessor Rudolf Hanke. Das umfangreiche Bauprogramm enthielt eine ausreichende Anzahl von Diensträumen für 226 Angestellte, zwei Sitzungssäle, diverse Spezialräume wie Registratur, Bücherei und Telefonzentrale sowie ein Ka-

sino, eine Kantine mit 180 Plätzen, Küche und Nebenräumen, eine Hausmeisterwohnung sowie Garagen für die Dienstwagen. Weiterhin war für das Landesgewerbeamt eine moderne Ausstellungshalle für Wechselausstellungen in Verbindung mit dem bestehenden Museum im heutigen Haus der Wirtschaft in die Planung einzubeziehen und dadurch „ein organisches Ganzes herbeizuführen“, wie Hanke in der Festschrift anlässlich der Schlüsselübergabe am 21. Januar 1957 formulierte. Diese in einem zweiten Bauabschnitt zu erstellende Ausstellungshalle wurde allerdings später ebenso wenig umgesetzt wie der in einem dritten Bauabschnitt geplante Umbau des bestehenden Museums des Landesgewerbeamtes.

Nach einer umfangreichen Vorplanung, die nach städtebaulichen, organisatorischen, wirtschaftlichen und gestalterischen Gesichtspunkten durchgeführt wurde, kristallisierten sich aus zehn diskutierten Vorplanungen zwei Hauptentwürfe heraus: ein Hochhaus- sowie ein Langhausprojekt. Bei Ersterem sollte ein das Straßenbild prägender, neungeschossiger Gebäudeblock über eingezogenem Erdgeschoss und weit auskragendem Flugdach entstehen. Den in Glas aufgelösten und mit Betonpilastern akzentuierten Längsseiten dieses Gebäudes standen geschlossene Schmalseiten als Kontrapunkt gegenüber. Im rückwärtigen, von der Rote- und heutigen Theodor-Heuss-Straße abgewandten Grundstücksteil sollte die Ausstellungshalle als vollständig verglaste, lichtdurchflutete und über zurückgesetztem Untergeschoss optisch beinahe schwebender zweigeschossiger Baukörper errichtet werden. Das Langhausprojekt entspricht dem ausgeführten und heute vorhandenen Bau des Wirtschaftsministeriums als siebengeschossiger Stahlskelettbau mit charakteristischen Erdgeschossarkaden und Flugdach sowie rückwärtigem Kasinoanbau. Während sich beide Planvarianten für das eigentliche Dienstgebäude deutlich unterschieden, war die Ausstellungshalle jeweils gleichartig geplant.

Im Rahmen der Planungen wurden beide Lösungsansätze anhand von umfangreichen Berichten, Nachweisen, Modellen, Statistiken sowie Situationsfotos und Fotomontagen in mehreren Verhandlungen mit dem Wirtschaftsministerium, dem Regierungspräsidium, der Zentrale für den Aufbau der Stadt Stuttgart, dem Stadtplanungsamt und dem Baurechtsamt eingehend diskutiert und geprüft. Erst nach genauer Abwägung der Interessen aller Beteiligten wurde dem Langhausprojekt schließlich der Vorzug gegeben. Ausschlaggebend waren die harmonischere stadträumliche Einbindung des niedrigeren Baukörpers mitsamt den Erdgeschossarkaden sowie die wirtschaftlichere Ausführung und der zu erwartende günstigere Gebäudeunterhalt.

## Baufortschritt und Einweihung

Zeitgleich mit dem Abschluss des Zustimmungsverfahrens begannen am 6. Dezember 1954 die Arbeiten für den ersten Bauabschnitt: den siebengeschossigen Hauptbau für das Wirtschaftsministerium längs der heutigen Theodor-Heuss-Straße sowie den rechtwinklig anschließenden viergeschossigen Nebenflügel mit Kasino an der Kienestraße.

Zunächst musste der im Stuttgarter Talkessel vorherrschende schwierige Baugrund aus weichplastischen Lehmen und Travertinbänken im Rahmen umfangreicher Untersuchungen erforscht werden. Unter Einsatz zahlreicher Sprengungen und der anschließenden Einbringung einer 70 cm starken Betonplatte mit kreuzweise verlegter Armierung gelang es schließlich, eine zufriedenstellende Fundamentierung herzustellen. Die umfangreichen Schal- und Bewehrungsarbeiten der beiden Untergeschosse konnten dank des milden Winters bereits im April 1955 fertiggestellt werden.

Die aufgehende Konstruktion wurde eigens für den Neubau des Wirtschaftsministeriums von der Maschinenfabrik Esslingen, damals eine der führenden Firmen im Bereich geschweißter Stahlkonstruktionen, entwickelt. Im Gegensatz zu herkömmlichen Systemen wurden hier miteinander

verschweißte Walzprofile verwendet, die eine effiziente Materialausnutzung sowie eine weitgehende Vorfertigung und zeitsparende Montage auf der Baustelle ermöglichten. Die über 10000 Einzelteile umfassende Stahlkonstruktion von Haupt- und Nebenflügel konnte so in lediglich sechs Monaten bis September 1955 errichtet werden. Parallel dazu erfolgte die Ausmauerung mit Schlackenbetonsteinen, die Decken wurden als Stahlbetonrippendecken ausgeführt. Das nach oben abschließende auskragende Flugdach wurde als massive Stahlbetonplatte mit integrierter Entwässerung nach innen und wartungsarmer Kupferdeckung realisiert. Nach dem Betonieren der charakteristischen Fassadenstützen sowie der Fensterzwischenpfeiler im engen Raster von 1,4 m begann bereits im Herbst der Innenausbau. Diesem folgte mit der Erstellung eines modernen Leichtmetallgerüsts der Firma Mannesmann im Mai 1956 die Verkleidung der Fassaden.

Nach nur zweijähriger Bauzeit konnte das neue Wirtschaftsministerium schließlich am 21. Januar 1957 feierlich der Öffentlichkeit übergeben werden. Der damalige Wirtschaftsminister Dr. Hermann Veit nutzte die Gelegenheit, auch rhetorisch eine neue Zeit einzuläuten: „Wir werden noch rascher arbeiten und noch gewissenhafter unsere Pflicht erfüllen. Wir werden noch höflicher sein und alles tun, um der Wirtschaft – und dazu rechne ich nicht nur Industrie und Handwerk, sondern auch den Verbraucher – zu helfen“. Konzeptionell deutlich äußerte sich Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller, indem er sich wünschte, dass „diese würdige und schöne Wirkungsstätte des Wirtschaftsministeriums nie zu klein, sondern eher zu groß werde.“

### Ein Haus der gediegenen Rationalität

Das Gebäude wurde in der zeitgenössischen Fachpresse vielfach positiv besprochen und in die Liste der „Bemerkenswerten Bauten in Stuttgart“ aufgenommen. Zu Recht, denn der Neubau des Wirtschaftsministeriums zeichnet sich in vielerlei Hinsicht als bahnbrechendes Bauwerk seiner Zeit aus. Der rationell durchgeplante Baukörper verfügt über eine Nutzfläche von 7236 m<sup>2</sup> und 170 zwei-bündig angeordnete Büroräume. Ermöglicht durch das Stützenraster von 2,8 m x 5,8 m und die Verwendung nichttragender Innenwände konnten die Grundrisse variabel und unproblematisch an eine eventuelle neue Nutzung angepasst werden. Durch seine zeittypische Formensprache symbolisiert der siebengeschossige Baukörper Aufgeschlossenheit und Fortschritt. Über den städtebaulich bedingten Arkaden im Erdgeschoss krägt der Hauptbaukörper über fünf Geschosse aus, um im oberen Bereich von einem zweigeschossigen zurückgesetz-

3 Aufwendige Armierungsarbeiten im Bereich der Fundamentierung.

4 Die charakteristische Kragkonstruktion der Arkaden zeichnet sich ab.





5 Zeittypischer Fassadenrücksprung an der Gebäudeschmalseite.

ten Pavillon mit weit vorspringendem Flachdach abgeschlossen zu werden. Die starke Vertikalbetonung manifestiert sich in den lamellenartigen Fassadentragstützen, die Resultat des verwendeten Konstruktionsprinzips mit verschweißten Walzprofilen sind. Die Berechnung der erforderlichen Lastabtragungen führte zur charakteristischen Ausprägung der Stützen- und Kragträgerabmessungen und kennzeichnet das Wirtschaftsministerium als herausragendes Beispiel im Sinne der Maxime „form follows function“.

6 Arkaden mit den „Schaufenstern der Wirtschaft“.



Die Fassadenstützen sind mit glasierten Spaltklinkerplatten und die Brüstungsfelder mit verschiedenfarbigen Glasmosaiken der renommierten bayrischen Immenhütte verkleidet. Der zeitgenössische Vorwurf von Stuttgarter Bürgerschaft und einigen Parlamentariern einer zu kostspieligen Bauausführung ist nur bedingt stichhaltig, da Glasmosaiken unter den Gesichtspunkten der Wirtschaftlichkeit und Dauerhaftigkeit durch ihre Widerstandsfähigkeit gegen Umwelteinflüsse herausstechen. Zudem verleihen sie dem großen Gebäudekomplex durch ihren seidigen Glanz und die dezente Färbung eine optische Leichtigkeit, die durch die durchlaufenden Fensterreihen sowie die Schaufensterfronten im Erdgeschoss noch unterstrichen wird.

Das Finanzministerium als Bauherr konnte die Aufträge breit streuen und damit vielen Gewerbetreibenden des neu entstandenen Landes Baden-Württemberg Aufträge erteilen. Insgesamt wirkten so 170 Firmen mit 1600 Arbeitskräften am Bau mit. Die Verwendung von unterschiedlichen Stahl- und Betonteilen, Holz- und Metallfenstern und -türen sowie Parkett-, Cellophalt- und Steinplattenböden spiegelt nicht nur die Bandbreite der Architektur der fünfziger Jahre, sondern insbesondere die Leistungsfähigkeit von Industrie und Handwerk im noch jungen Bundesland. Unterstrichen wurde dies durch die filigranen Schaukästen in den Erdgeschossarkaden: „geschützt“ vom Wirtschaftsministerium, versinnbildlicht durch die vorkragenden Obergeschosse, wurden hier regio-

nale Produkte in den „Schaufenstern der Wirtschaft“ ausgestellt.

Die Innenarchitektur ist von qualitätvoller Gestaltung und der geschickten Komposition verschiedener Werkstoffe geprägt. Während das repräsentative Treppenhaus durch die Verwendung von schwarzem Marmor mit Goldaderung, eloxierten Leichtmetalltüren und handwerklich gefertigten Messinggeländern kühle Eleganz ausstrahlt, sind die Sitzungs- und Büroräume von hell und freundlich wirkender Bescheidenheit. Selbst das frühere Arbeitszimmer des Ministers zeugte mit Palisandereinbauschränken, hell- und graphitgrauen Sitzbezügen, zitronengelben Vorhängen sowie indirekter Beleuchtung mehr von pflichtbewusster Selbstbescheidung als von Repräsentationsdenken. Ohnehin wurde angestrebt, die Ausstattung der Räume nicht an der Stellung des Beamten, sondern an der ausgeübten Tätigkeit zu orientieren. Die für die fünfziger Jahre so ungemein wichtige Kunst am Bau überzeugt zudem durch ihre verspielte und dennoch schlichte Ausführung. Die farbige Wandgestaltung des Speiseesaals lieferte der bekannte Karlsruher Künstler Erwin Spuler, der Mosaikzyklus „Antikglasdarstellung des Wirtschaftslebens“ im kleinen Konferenz- und Speisezimmer stammt vom Mitbegründer der Stuttgarter Sezession Sepp Veas.

Im Laufe seiner fast sechs Jahrzehnte währenden Nutzung kam allerdings auch das Wirtschaftsministerium nicht ohne Sanierungsmaßnahmen aus. So wurde 1987 die Einscheibenverglasung nach historischem Vorbild gegen eine energieeffizientere Variante ersetzt. 2004 folgte der Austausch der Verglasung des Erdgeschosses sowie der Arkadenvitrinen. Die charakteristischen Profile und Oberflächen konnten in denkmalpflegerisch verträglicher Weise nachgebildet werden.



7 Zeitgenössische Aufnahme des Dienst- und Besprechungszimmers des Wirtschaftsministers.

### Anspruch und Wirkung

In der Festschrift anlässlich der Schlüsselübergabe formulierte Rudolf Hanke 1957 treffend: „Das Bestreben des Architekten war es, wohl einen funktionierenden, organisatorisch einwandfreien, sachlichen und wirtschaftlichen Verwaltungsbau zu schaffen, darüber hinaus aber dem Bauwerk ein ganz bestimmtes individuelles Gesicht, eine straffe, würdige Form, einen Charakter und eine besondere Prägung zu geben. Kein schematisches Bürohaus, sondern *das* Wirtschaftsministerium!“ In der Rückschau ist festzuhalten, dass ihm dies in herausragender Art und Weise gelungen ist. Das Wirtschaftsministerium ist nicht nur den bis heute stetig gewachsenen funktionalen Ansprüchen gerecht geworden, vielmehr ist es Identifikationssymbol und historische Brücke von den bescheidenen Anfängen nach dem Zweiten Weltkrieg über die wirtschaftlichen und politischen Höhen und Tiefen der folgenden Jahrzehnte bis hin zu den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft. Obwohl einer vergangenen Epoche entsprungen, hat es bezüglich wohldurchdachter Nutzbarkeit, geschmackvoller Gestaltung und zeit-typischer Atmosphäre nach wie vor seine volle Daseinsberechtigung – es ist eben kein bisschen altmodisch.

**Hendrik Leonhardt**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

8 Zentrale Haupt-treppe im Foyer.



# Vom militärischen Großprojekt zum archäologischen Kulturdenkmal

## Die Demolierung der württembergischen Landesfestung Schorndorf im 19. Jahrhundert

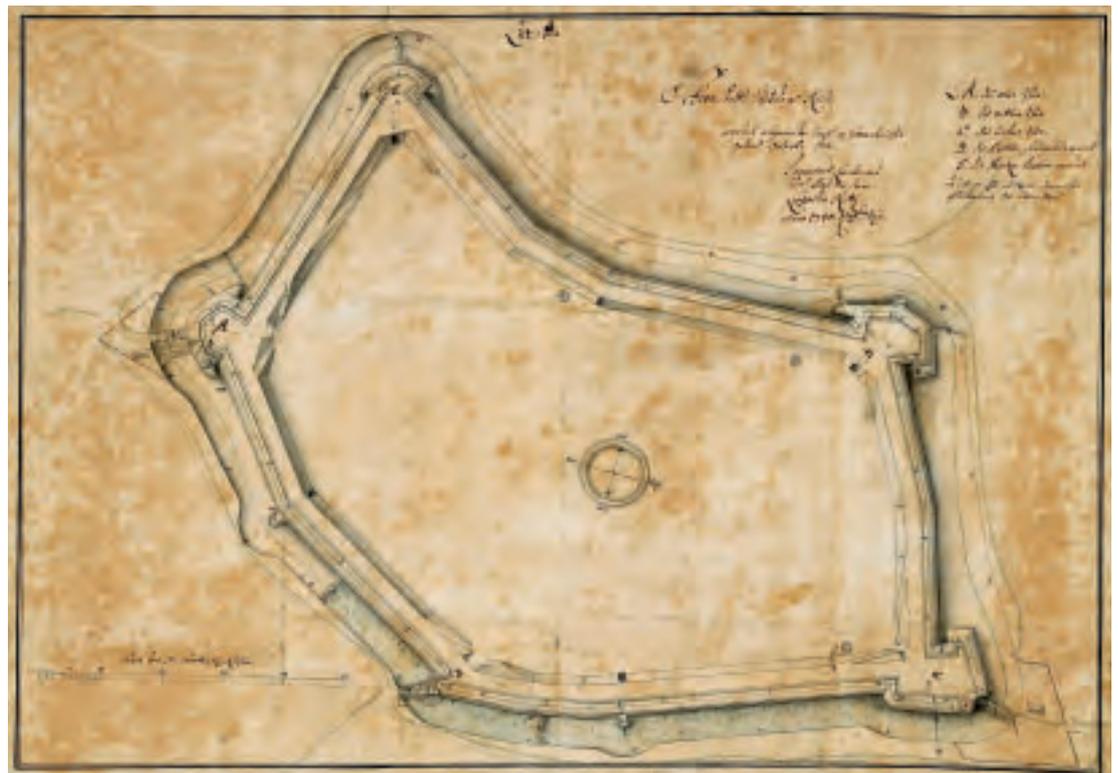
Bei den Untersuchungen zum jüngst erschienenen „Archäologischen Stadtkataster Schorndorf“ galt es, auch den Komplex der württembergischen Landesfestung im Rahmen der frühneuzeitlichen Stadtentwicklung zu würdigen und die einzelnen Festungswerke samt den anderen historischen Baulichkeiten Schorndorfs zu beschreiben. Der Ausbau zur Festung hat das in den Landschaftsraum wirkende Erscheinungsbild des mittelalterlichen Schorndorf neu akzentuiert und bis in das 19. Jahrhundert hinein geprägt. Nicht minder interessant als der langwierige Entstehungsprozess dieses Großprojekts ist auch das Kapitel des Abbruchs der Festung, das in der Forschung bisher nur wenig Beachtung fand. Seine wichtigsten Etappen sollen im Folgenden skizziert werden.

Alois Schneider

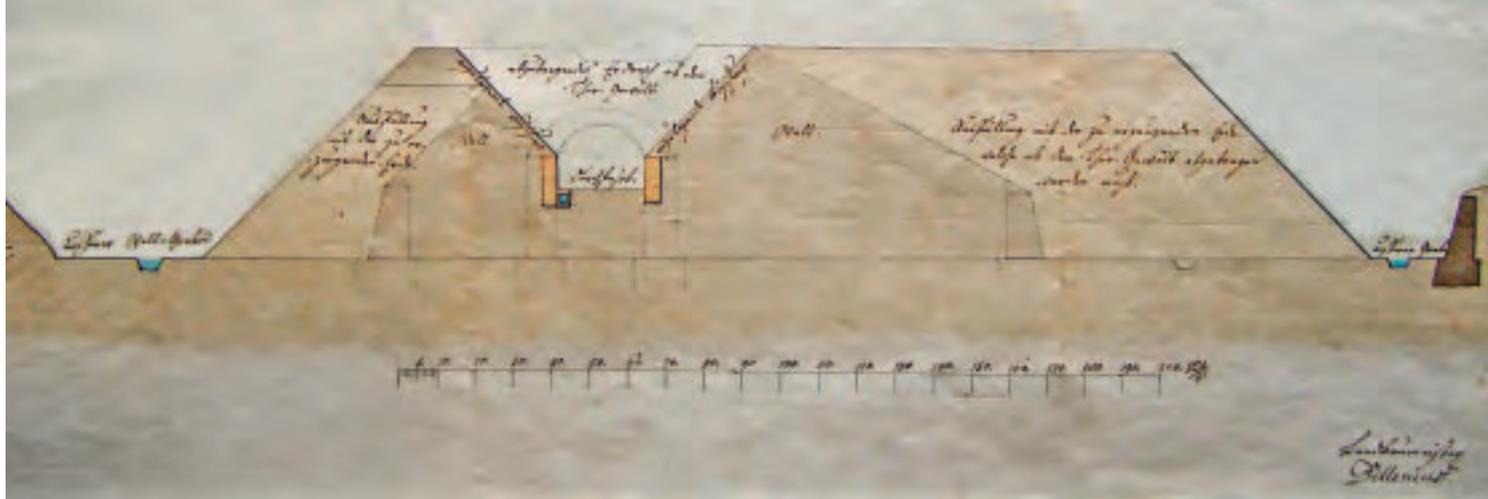
### Endphase als Festungsstadt im 18. Jahrhundert

In seinen „Annales Suevici“ (1596) hat Martin Crusius angesichts des hohen Walls und der mächtigen Basteien, die kurz vorher nach einer seit 1538 andauernden Bauzeit – mancherorts nur notdürftig – fertiggestellt worden waren, stolz verkündet,

man werde eher ein ganzes Königreich ruinieren als diese Stadt erobern. Doch die Kriegsrealität des 17. und frühen 18. Jahrhunderts sollte diese Prognose als illusorisch erweisen. Zu der Negativbilanz trugen schon früh die zahlreichen Schäden an den Werken erheblich bei, sodass die knappen Geldmittel kaum mehr den Erhalt des Status quo erlaubten. Dazu kam die Erkenntnis, dass Festungs-



1 „Schorndorff. Vöb- tungs Riß“ (gesüdet), aufgenommen von Leopold Retti 1730. Einziger heute bekannter Gesamtplan der Festung aus der Zeit ihres Bestehens.



ring und Festungsordnungen das bürgerliche Leben in das Korsett eines militärischen Sicherheitsbereichs zwängten, das dem bis dahin prosperierenden Wirtschaftsleben der Amtsstadt ein Ende setzte. Es war also nur konsequent, wenn Herzog Eberhard Ludwig am 14. Juni 1709, nach einer französischen Eroberung und noch während des Spanischen Erbfolgekriegs, der Stadt mitteilte, „daß Wir Schorndorff nimmer als eine Vöstung zu consideriren gedencken“.

Der herzogliche Beschluss führte dazu, dass bezüglich der Festung bestenfalls noch in solche Maßnahmen investiert wurde, die der Verkehrssicherung dienten. Zwar gab es im Frühjahr 1730 Überlegungen, die Festungsrolle Schorndorfs wieder zu aktivieren, aber ein Gutachten des Ludwigsburger Stadtbaumeisters Leopold Retti, das allein für die Reparatur der schadhaften Werke Kosten von knapp 40 000 Gulden veranschlagte, entzog solchen Planungen rasch den Boden. Als Herzog Karl Alexander (1733–37) damit begann, die Landesdefension Württembergs zu modernisieren und neu zu strukturieren, tauchte Schorndorf in diesem Konzept nicht mehr auf. Dennoch blieb die Stadt Garnison. Die Wallanlagen erscheinen in den Quellen der Folgezeit eher als Schauplatz bürgerlicher Querelen mit dem zeitweise in Schorndorf stationierten Militär. So führte man 1776 Klage, dass sich die Soldaten „des Walls zum spazierengehen und Wasch Aufhenckens [...] frequent bedienet“ und dabei den Pächtern der dortigen Wiesen das Gras zertrampelt haben. Einen letzten militärischen Konflikt erlebte die Festung während des Ersten Koalitionskriegs, als das von einem österreichischen Kontingent besetzte Schorndorf im Juli 1796 von den Franzosen unter General Moreau eingenommen wurde. Kurz darauf ließ man die noch vorhandenen Geschütze, von denen viele „wegen den in den Läufen befindlichen Rost Löchern“ nicht einmal mehr „zum Feuerlernen Schießen“ brauchbar waren, im Eisenwerk St. Christophstal bei Freudenstadt einschmelzen. Die Gräben und den Wall hatte die Herrschaft schon seit Jahrzehnten als Gärten und Baumwiesen und sogar zur Rebennutzung teils verpachtet, teils dem Besoldungsgut hier amtier-

ender württembergischer Beamter zugewiesen. Mit dem herzoglichen Dekret vom 23. August 1798, demzufolge die Festungswerke als „ganz unnötig“ eingehen sollten, wurde die Niederlegung der Schorndorfer Festung auch offiziell angeordnet. Daraufhin bat die herzogliche Landbau-Deputation bei der örtlichen Verwaltung um Vorschläge, wie die Festungsanlagen „in genau möglichsten Kosten demolirt werden können [...] und wie überhaupt der durch diese Demolirung zu gewinnende Platz zum Vortheil Gnädigster Herrschaft am besten benutzt werden könnte“.

## Die Niederlegung der Festungswerke

Allerdings wurden die Anordnungen der Regierungsstellen alles andere als zügig in die Tat umgesetzt. Zunächst versteigerte man zwischen 1799 und 1801 lediglich die drei Pulvertürme auf Abbruch, die separat im mittelalterlichen Stadtgraben standen. Als weitere Einzelmaßnahme folgte gut zehn Jahre später die Abtragung der den Festungswall querenden gewölbten Stadteingänge im Westen und Norden samt den Tortürmen des 14. Jahrhunderts, in die diese Durchfahrten am inneren Ende einmündeten. Aber erst im Jahr 1815, als „die Hindernisse des Kriegs durch die so glücklich eingetretene Friedenszeit aus dem Wege geräumt“ waren – Bezug genommen wird sicher auf den Wiener Kongress, der damals die Napoleonischen Kriege beendete –, schien die politische Großwetterlage so günstig, um gezielt an die Realisierung des Abbruchs zu gehen. Mit der Ausführung betraute man zunächst den Königlichen Wegeinspektor Mährle aus Göppingen als „peritus in arte“, der schon die Demolierung der Ulmer Festung „mit vielem Beifall“ geleitet hatte, und den Landbaumeister Dillenius. Um das Auftragsvolumen zu berechnen und die Kosten zu kalkulieren, entstanden zahlreiche Planaufnahmen. Als Verfasser zeichnet wiederholt der Stadtgeometer Gottlieb Heinrich Daimler. Leider sind heute viele dieser Dokumente nicht mehr aufzufinden. Besonders schmerzlich vermisst man einen „General-Plan über die um die Stadt Schorndorf stehende[n] Festungs-Wercke“, den Daimler

## 2 Querschnitt durch den Festungswall anlässlich der Abbruchplanung des Unteren Torgewölbes 1810.

## Glossar

### Eskarpe/Kontereskarpe

Innere/äußere Grabenböschung mit Futtermauer, die Eskarpe mit Oberwall und Brustwehr.

### Glacis

Randzone einer Festung vor dem äußeren Graben mit einem von einer wallartigen Erdanschüttung gedeckten Weg.

### Kaponniere/Grabenstreiche

Ein- oder mehrstöckiges, schussicheres und verteidigungsfähiges geschlossenes Flankierungswerk, aus der Eskarpe vorspringend und im Graben stehend.

### Kasematten

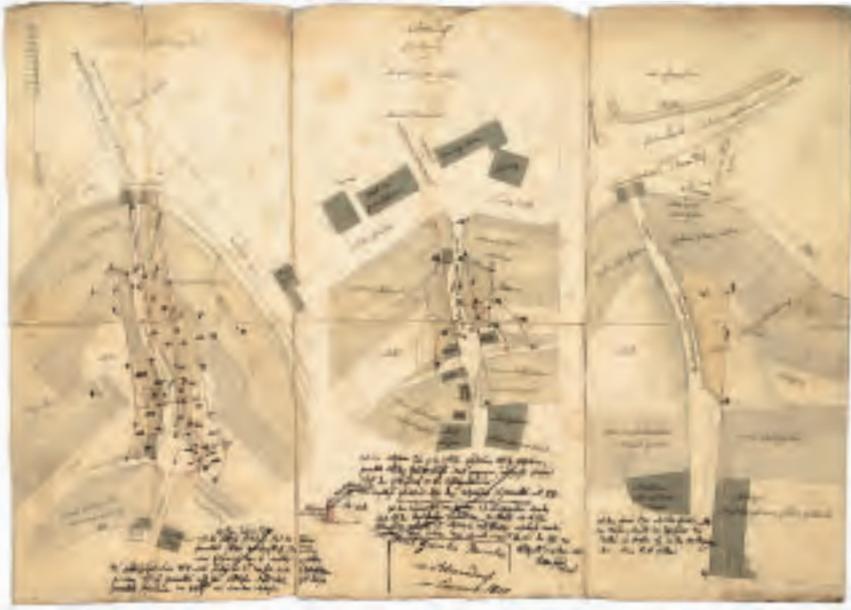
Gemauerte, mit bombensicherer Decke versehene Räume (im Festungswall), zur gesicherten Geschützaufstellung, aber auch als Bereitschaftsraum für Mannschaften oder als Depots.

### Kurtine

Teilstück der Mauer oder des Walls zwischen zwei Türmen oder Bastionen.

### Ravelin

Ein vor der Kurtine liegendes, von Gräben eingefasstes, dreieckiges oder polygonales Festungswerk, oft zur Sicherung einer Torbrücke oder zur Deckung des Hauptwalls.



3 Pläne zur Straßenerweiterung an den Stadt-  
eingängen im Bereich der  
abgebrochenen Torge-  
wölbe 1825. Von links  
nach rechts: Unteres Tor,  
Ende Gottlieb-Daimler-  
Straße; Mittleres Tor,  
Bahnhof/Karlsplatz; Obe-  
res Tor, Ende Johann-Phil-  
ipp-Palm-Straße.

4 Projektierte Trasse der  
Remsbahn im Bereich des  
Schorndorfer Bahnhofs  
1859. Am nördlichen  
Rand sind noch Reste des  
äußeren Festungsgrabens  
verzeichnet.

nachweislich im Winter 1815/16 gefertigt hat. Im Juli 1817 forderte Landvogtei-Steuerrat Stockmayer nachdrücklich dazu auf, mit der Demolierung endlich zu beginnen: Denn „immer noch liegen diese unnütze Werker, welche für die Stadt gar nichts mehr taugen und der schöneren Cultur offenbar nachtheilig sind, unbearbeitet“; am Ende werde sich zeigen, „daß bei einer schicklichen Eintheilung der Plätze, wenn solche im Aufstreich verkauft werden würden, sich viele Liebhaber melden dürften“. Wie häufig bei den Diskussionen um den Abbruch mittelalterlicher Stadtmauern in dieser Zeit führte auch Stockmayer hier Gesundheitsaspekte begründend ins Feld: Die Sperre des hohen Walls verhindere den Luftaustausch und die „ungesunden Dünste“ aus dem sumpfigen äußeren Graben begünstigten den Ausbruch ansteckender Krankheiten. Die Arbeiten kamen aber auch deshalb nicht in Gang, weil sich die Stadt Schorndorf außer Stande erklärte, anteilig Abbruchkosten zu übernehmen. Der Stadtrat brachte gewissermaßen ein Verursacherprinzip ins Spiel – durchaus nachvollziehbar,

wenn man sich daran erinnert, dass das landesweite Festungsprojekt von Herzog Ulrich initiiert und von ihm beziehungsweise nachfolgend den Herzögen Christoph und Ludwig mit einem enormen personellen wie finanziellen Einsatz vorangetrieben worden war. Außerdem argumentierte er damit, dass sich der Festungsbau nicht zum Nutzen der Stadt ausgewirkt habe, sondern dass im Gegenteil die Einwohner „wie es immer bei Festungen der Fall sei, [...] viele Nachtheile erlitten haben“. Andererseits bekundete der Magistrat jedoch, dass er nichts mehr wünsche als die Beseitigung der Festungsanlage: Erst wenn „diese lästige, die Stadt und ihr Gewerbe beengende Umgebung“ entfernt sei, so ein städtisches Schreiben vom Dezember 1821 an das Königliche Kameralamt, werde auch das Gewerbe „mehr freie[n] Spielraum“ haben; die Landwirtschaft, die seit dem Niedergang des einst sehr bedeutenden Weinbaus und Weinhandels den Haupterwerb der hiesigen Bevölkerung bilde, sei von diesen Einschränkungen besonders betroffen. Der fehlende Platz für Mistlegen limitiere die Viehhaltung und mangels Bauplätzen könne man keine neuen Ökonomiegebäude errichten, um die Betriebe zu vergrößern. Ziel müsse es deshalb sein, das Festungsgelände in städtische Hand zu bringen, „um nach den bedürfnissen [der Gewerbe] eine planmäßige Anlage darauf [zu] gründen und damit die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt bezwecken zu können“. In den Jahren 1822/23 nahm man mit dem Abbruch des oberen Torgewölbes samt dem mittelalterlichen Torturm im Osten die Arbeiten kurzzeitig wieder auf. Nach einer erneuten Unterbrechung wurde am Ende des Jahrzehnts der Wall auch an den beiden Stadt Eingängen im Westen und Norden abgegraben, um dort die Straßen zu verbreitern und dadurch Verkehr und Handel wieder in die Stadt zu holen. Im Bereich um das Schloss begann nun auch die Planierung des 10 bis 12 m hohen „Erdenbergs“. Von diesen punktuellen Eingriffen abgesehen, blieb der Festungsring



aber noch weitgehend bestehen, was auch die 1832 publizierte Schorndorfer Urkarte der Landesvermessung bestätigt. Der nach wie vor unge löste Streit um die Kostenübernahme endete im Jahr 1832 damit, dass die Königliche Kameralverwaltung die Festungsanlage im Anschluss an den mittelalterlichen Stadtgraben um knapp 2900 Gulden an die Stadt verkaufte, ausgenommen die Abschnitte um das Burgschloss, die Eigentum des Staates bleiben sollten.

Der nun weitgehend unter städtischer Regie laufende Abbruchprozess, der wiederholt als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für erwerbslose Bürger diente und zu dem man auch „Strafdebenten“ verpflichtete, zog sich, von Finanzierungsproblemen gebremst, bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hin. Um 1850 heißt es, vom Wall seien erst wenige Abschnitte beseitigt und auch der Abbruch der „Fürstenbastion“ oberhalb des Schlosses sowie der „Bastion Ungeheuer“ in der Südwestecke schreite nur mühsam voran. 1854 wurde „eine ziemliche Strecke“ des südlichen Walls beseitigt und mit dem Erdmaterial der äußere Festungsgraben aufgefüllt. Nachdem das Gelände der nördlichen Flanke für die Trasse der 1861 noch einleisig eröffneten Remsbahn und für die Bahnhofsgebäude bestimmt war, wurden dort Wall und Graben bis Ende der 1850er Jahre eingeebnet. Im Jahr 1867 ragten auf der Westseite der Stadt Reste der „Ungeheuer-Bastion“, die einen „ganz ungünstigen Prospekt“ boten, in die Höhe; auch die feldseitige Linie der Fürstenbastion zeichnet sich damals im Kartenbild noch deutlich ab.

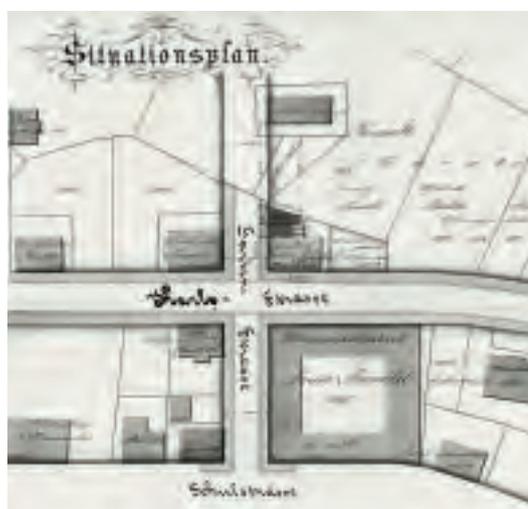
Parallel zur Festung erfolgte schrittweise auch der Abbruch der mittelalterlichen Stadtmauer. In der Oberamtsbeschreibung von 1851 heißt es, Schorndorf habe deshalb, „allerdings auf Kosten seiner alterthümlichen Zierden, an Ansehen und Salubrität gewonnen“. Die Flurkarte von 1866 zeigt indes zwischen dem Oberen Marktplatz im Süden und der Hinteren Römmelgasse im Westen eine immer noch fast durchgehende Mauerlinie. In der Mauer standen noch zahlreiche Türme, die so genannten Erker, von denen viele in Anbetracht der Raumnot in der Stadt längst zu Wohnungen und Werkstätten ausgebaut worden waren. Der spätmittelalterliche Stadtgraben hatte schon im Zuge des Festungsbaus starke Eingriffe erfahren: Wie der im benachbarten Weiler lebende Chronist David Wolleber in seiner Beschreibung Schorndorfs um 1590 berichtet, war ein gemauerter überwölbter Ringkanal gezogen worden, um den Graben gleichsam als „cordon sanitaire“ stets trocken zu halten, damit von hier aus der Wall und die Bastionen uneingeschränkt zugänglich blieben und das Militär im Kriegsfall dort „Hütten, wonung und Läger“ einrichten konnte. Teilstücke dieser Kanalisierung konnte man bei Baumaßnahmen beobachten.



### Städtebauliche Entwicklung im ehemaligen Festungsgürtel

Die Planierung eines letzten Wallabschnitts beim Burgschloss zog 1873 den Schlußstrich unter die Festungsdemolition. Der Flurkarte von 1866 zufolge standen im früheren Festungstreifen zwischen Bahnhof und östlichem Stadteingang schon einzelne Gebäude; außerdem war dort bereits die heutige Karlstraße trassiert. Dagegen erscheint das lange Teilstück zwischen dem Burgschloss im Osten und dem früheren Unteren Tor im Nordwesten – sieht man von zwei Wohnhäusern ab – noch als eine offene Fläche. Die Stadt verfügte nun über eine Vielzahl an Grundstücken, die parzelliert und für öffentliche wie private Bauvorhaben umgewidmet werden konnten. Es überrascht nicht, dass der Gemeinderat schon 1874 die Aufstellung eines Stadtbauplans beschloss, der zwei Jahre später publiziert wurde. Zum Glück realisierte die Stadt den Entwurf, der aus dem spätmittelalterlichen Bering heraus breite Straßenschneisen in das Bauerwartungsland geschlagen hätte, in dieser Form nicht. Beginnend 1873/74 mit der Knabenschule (Schlichtener Straße 22) setzten das Karlsfrauen-

5 Flurkarte von 1866 mit Belegen der beginnenden Bebauung im einstigen Festungsgürtel.



6 Lageplan von 1880 mit dem ältesten Standort der Eisenmöbelfabrik Arnold im Bereich des planierten nordöstlichen Festungswalls.



7 Nördliche Festungsflanke im Jahr 1686 mit Glacis, Ravelin, äußerem Graben mit Schleusen und Eskarpe-/Konteres-karpemauern, Kaponnie-ren, Torbastionen mit Brücken und Palisaden, hinter dem Wall die spätmittelalterliche Stadtmauer mit zurückgebauten Mauertürmen. Stadtansicht aus den Forstbüchern des Andreas Kieser, Schorndorfer Forst.

8 Stadtseitige Fassade und nordwestlicher Eckturm des so genannten Burgschlosses von 1538/41.

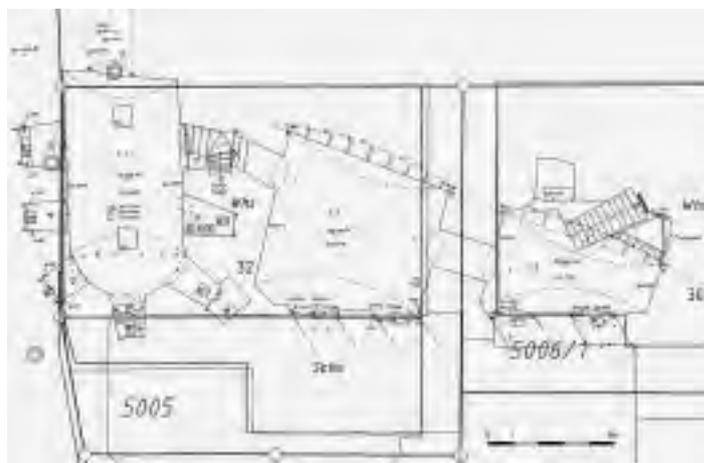


stift von 1876 (Burgstraße 36), die gleichzeitig errichtete Eisenmöbelfabrik Arnold (südlich an der mittleren Karlstraße, heute Parkplatz), die Mädchenschule von 1890 (Archivstraße 14) und schließlich im Jahr 1900 eine Fest- und Turnhalle (Bereich Künkelinstraße 33) auf dem frei geräumten Areal eigenständige städtebauliche Akzente. Die Bebauung wurde bis in das frühe 20. Jahrhundert im Westen entlang der Urbanstraße bis zur Bahnlinie ausgedehnt und überall durch Wohn-, aber auch Geschäftshäuser weiter verdichtet. In den Trassen von Friedensstraße (im Osten), Burgstraße (im Süden), Künkelinstraße (im Westen) sowie Grabenstraße und Karlstraße (im Norden) zeichnet sich heute nur noch unscharf konturiert das Band des einstigen Glacis ab.

Die weite Grünfläche südöstlich hinter dem Schloss („Schlosswallgüter“) lässt die Breite des Festungsgürtels noch ablesen; dieses Areal wurde 1983 in den Geltungsbereich der Gesamtanlage „Altstadt Schorndorf“ nach §19 Denkmalschutzgesetz einbezogen. Dort steht als einziger Bauzeuge, der vom Festungskomplex sichtbar erhalten blieb, das Burgschloss, das wie eine Zitadelle in der Südostecke fungierte. Der vierflügelige zweigeschossige Bau mit seiner starken Mantelmauer, dem hofseitigen Fachwerkbau und den mächtigen Rundtürmen an den Ecken wurde zwischen 1538 und 1541 am Platz einer zur Zeit der Stadtgründung um 1250 errichteten Wasserburg aufgeführt. Weder die Existenz von „Fürstengemächern“, die ein Inventar von 1547 erwähnt, noch die Bezeichnung als Schloss können verbergen, dass hier ein Wehrbau und kein fürstlicher Wohnsitz konzipiert war. Teile der herzoglichen Verwaltung verlegte man in den um 1555 errichteten Neuen Bau, der seitdem den äußeren Schlosshof zur Hauptstraße abriegelt (Johann-Philipp-Palm-Straße 28).

### Das Schorndorfer Festungsareal als Bodenarchiv

Alle anderen Festungswerke sind obertägig verschwunden. Obwohl ihre Areale vielfach einer modernen baulichen Nutzung unterliegen, wird man doch von einer nachhaltigen Überlieferung im Boden ausgehen dürfen. Eine ganze Reihe entsprechender Belege ist in den vergangenen Jahrzehnten sichtbar geworden. Im „Archäologischen Stadtkataster Schorndorf“ sind auch diese Fundstellen erstmals im Überblick katalogisiert und kartiert. Die Bodenerkunden werden dem Gesamtbild der Festung, das gerade wegen der dürftigen Überlieferung historischer Ansichten und Pläne noch große Lücken hat, wichtige Facetten hinzufügen: Erwarten kann man beispielsweise Befunde zum äußeren Graben mit Eskarpe- und Konteres-karpemauer wie auch zu den fünf gemauerten Schleusen, die als Sperren im Graben den Wasserstand regulierten, ferner Relikte der Kaponnie-ren, die die sehr langen Kurtinen im Süden und Norden als Grabenstreichern abschnittsweise sicherten, und zu den vom mächtigen Wall gedeckten Kasematten. In Aussicht stehen Überreste der drei Torbastionen sowie der „Fürstenbastion“, von der ein kleiner Teil vor Jahren hinter dem Schloss freigelegt wurde, auch der „Bastion Ungeheuer“, die allerdings 1987 dem Neubau der Künkelin-Halle (Künkelinstraße 33) wohl weitgehend zum Opfer fiel. Ein Schlaglicht auf das archäologische Überlieferungspotenzial hat 1991 der Neubau des Altersheims an der Johann-Philipp-Palm-Straße geworfen, bei dem die südwestliche Obertor-Bastion aufgedeckt und vom damaligen Landesdenkmalamt archäologisch untersucht wurde; fünf zur Feldseite gerichtete, aus Sandsteinquadern aufgeführte Schießkammern



sind unter dem Kellergeschoss des Hauptgebäudes erhalten. Auf den Grundstücken der Straßenseite gegenüber sind ebenfalls Gewölbe dieser Bastion teilweise in den Hauskeller einbezogen. Tief unter den Häusern Burgstraße 30–32 ist noch eine Grabenstrieche mit Kasematten zugänglich. Die Bodenerkundungen stellen wichtige Dokumente zur Entstehung und weiteren Entwicklung dieser wehrtechnischen Anlage dar, die über Jahrhunderte die bauliche, wirtschaftliche und politische Geschichte Schorndorfs wesentlich geprägt hat. Dementsprechend signiert die Karte 1 des genannten „Stadtkatasters“ unter den archäologisch relevanten Zonen innerhalb der Schorndorfer Altstadt auch den früheren Festungsgürtel, wobei Flächen mit bereits massiven modernen Störungen als Fehlstellen ausgewiesen sind. Wenn dort künftig Bodeneingriffe geplant werden, müssen deshalb Fragen der Erhaltung dieser auch landes- und militärgeschichtlich bedeutsamen Zeugnisse oder ihrer archäologischen Auswertung schon in den frühen Planungsphasen zu den Kernpunkten der Tagesordnung bei den Fachgesprächen gehören.

## Literatur und Quellen

Alois Schneider: Schorndorf. Archäologischer Stadtkataster, Bd. 36, Filderstadt 2011, besonders S. 51–60, 78–99, 159–173 (mit weiteren Quellen- u. Literaturverweisen).

Adolf Schahl: Die Demolition der Festung Schorndorf. Verlauf und Finanzierung des Abbruchs der Befestigungsanlagen, in: Beiträge zur Landeskunde 1981, Heft 1, S. 1–6.

Stuttgart, HStA: A 248, Bü 2619–2620; A 249, Bü 2257; A 398 L, Bü 28; J 1, Bd. 24, 569ff. – Ludwigsburg, StA: D 79, Bü 47; E 79 I, Bü 1419–1420; E 175, Bü 3780; E 236, Bü 3349, Nr. 60 ff., Nr. 112; Bü 3350, Bü 3352, Bü 3354, Bü 3857, Nr. 212; E 258 VI, Bü 3514; F 82, Bü 69, Nr. 46; Bü 440, Nr. 20, Nr. 35; F 98, Bd. 930. – Schorndorf, StadtA: A, Festung 1810–22, Nr. 20, Nr. 27; Planslg., X 50, 22, Nr. 1.

**Dr. Alois Schneider**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

9 Blick auf einen Kanonierhof in der Obertor-Bastion zu Beginn der Ausgrabung 1991 beim Bau des Ev. Marienstifts (Johann-Philipp-Palm-Straße 44).

10 Ehemalige Grabenstrieche und Kasematten zur Sicherung der südlichen Kurtine unter Burgstraße 30–32 (Planaufnahme M. Ziegler 2008).

11 und 12 Grundriss der Festung auf der aktuellen Katasterkarte, innen der Verlauf der Stadtbefestigung des 13./14. Jahrhunderts; Luftbild der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Altstadt in den Grenzen des früheren Festungsgürtels (2011).





# Rund ums Holz

## Der Tag des offenen Denkmals 2012

*Seit Mitte der neunziger Jahre machen sich europaweit jedes Jahr am zweiten Sonntag im September zwischen vier und fünf Millionen Besucher auf, „hinter die Kulissen“ sonst verschlossener Denkmale zu blicken, nehmen an Veranstaltungen, Aktionen, Führungen und Wanderungen teil. In diesem Jahr stand die Veranstaltung unter dem bundesweiten Motto „Holz“. Die Landesdenkmalpflege nutzte diesen Tag, um für ihre Sache zu werben.*

Kathrin Aschmann/Grit Koltermann/Irene Plein/Martina Raschke/Marie Schneider/  
Monique Staack

### Eröffnungsveranstaltung in Schorndorf

Die traditionelle Eröffnungsveranstaltung der Landesdenkmalpflege fand dieses Jahr in den Galerien für Kunst und Technik der Daimlerstadt Schorndorf statt. Nach einem schwungvollen musikalischen Auftakt durch das Querflötenensemble der Jugendmusikschule Schorndorf e.V. unter der Leitung von Doris Kraemer begrüßte Oberbürgermeister Matthias Klopfer die Gäste in seiner Stadt. Er wies darauf hin, dass das diesjährige Motto des Denkmaltages „Holz“ perfekt zur denkmalgeschützten Schorndorfer Innenstadt passe. Holz werde bereits seit Langem als Baumaterial in Schorndorf eingesetzt, und die zahlreichen Fachwerkbauten würden Schorndorf zu einem beliebten Ausflugsziel machen. Aber Schorndorf besitze nicht nur eine Fülle historischer Häuser. Auch die großen Bürger der Stadt hätten an vielen Stellen im Stadtbild ihre Spuren hinterlassen; von Gottlieb Daimler bis zu Barbara Künkelin, der furchtlosen Anführerin der berühmten „Schorndorfer Weiber“.

Staatssekretär Ingo Rust vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft des Landes Baden-Württemberg (Oberste Denkmalschutzbehörde) betonte in seiner Ansprache, dass es das Ziel der Landesdenkmalpflege sei, „Denkmale als wesentlichen Teil des kulturellen Gedächtnisses in ihrem Bestand zu schützen und für die Zukunft zu erhalten.“ Der Tag des offenen Denkmals solle dazu beitragen, dass Menschen aller Altersstufen die Bedeutung von Kulturdenkmalen verstehen und sich persönlich für sie einsetzen. Der Staatssekretär wies zudem darauf hin, dass in den letzten zehn Jahren aus dem Denkmalförderprogramm des Landes nahezu 4700 Instandsetzungsmaßnahmen an privaten, kommunalen und kirchlichen Kulturdenkmalen mit rund 146 Millionen Euro gefördert wurden. Allein in diesem Jahr kann von einem Fördervolumen von rund 14,5 Millionen Euro ausgegangen werden.

Prof. Dr. Claus Wolf, Abteilungspräsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, dankte Schorndorf für die außergewöhnlich großzügige Unterstützung bei der

1 Eröffnung des Tags des offenen Denkmals durch das Querflötenensemble der Jugendmusikschule Schorndorf.

2 Ansprache von Staatssekretär Ingo Rust vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft in den Galerien für Kunst und Technik in Schorndorf.



diesjährigen Eröffnungsveranstaltung, denn die Stadt lud alle Gäste nach dem morgendlichen Festakt zum Mittagessen in das benachbarte Kesselhaus ein. Außerdem lobte er die gelungene Instandsetzung und Umnutzung der Veranstaltungsstätte. Die Galerien für Kunst und Technik sind Teil des so genannten Arnold-Areals, das in den Anlagen einer historischen Fabrik entstanden ist und heute außerdem Handelsflächen, Arztpraxen, Bildungseinrichtungen, Eigentumswohnungen und gastronomische Betriebe aufweist. Die Ausstattung des Galeriegebäudes mit historischen Autos, einem Zeittunnel, Globen u.v.m. verliehen der sehr gut besuchten Veranstaltung einen höchst stimmungsvollen Rahmen.

Prof. Dr. em. Joachim Radkau von der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie der Universität Bielefeld begann seinen Festvortrag „Holz, Hand und Herz“ mit einem Blick auf die Geschichte des Knochenhaueramtshauses von Hildesheim. Das 1529 erbaute Gebäude wurde von dem französischen Architekten Viollet-le-Duc als „das schönste Fachwerkhaus der Welt“ bezeichnet, bevor es 1945 durch einen Luftangriff zerstört wurde. 1970, im Jahr der „ökologischen Revolution“, wurde sein Wiederaufbau beschlossen; und als es 1984 in alter Pracht wieder dastand, soll die Presse gejubelt haben: „Unsere Stadt hat ihr historisches Herz wiedergewonnen.“ „Das war mehr als Nostalgie“, erklärte Radkau: „Beim Wiederaufbau entdeckte man vergessenes Know-how des alten Holzbaus neu. Und das war zugleich ein Zugewinn an menschlicher Fähigkeit.“ Es gäbe nicht nur eine Intelligenz des Gehirns, sondern auch eine Intelligenz der Hand, erläuterte Radkau; diese entwickelte sich seit Urzeiten besonders am Holz, mehr als an anderen Stoffen. „Nimm das Holz weg, dann fehlen die Grundpfeiler der modernen Technik“, hätte 1934 Lewis Mumford, ein Gründervater der amerikanischen Umweltbewegung, geschrieben. Ein Holz-Liebhaber sei auch Theodor Heuss, der erste Bundespräsident, gewesen. „Ganz deutlich wurde es mir nie, warum man nun gerade unbehagliche, ungelenke, langweilige Menschen ‚hölzern‘ nennt“, hätte er einmal bemerkt. „Diejenigen, die mit Holz zu tun haben, sind es eigentlich nie.“ Nach der Auszeichnung des Vereins „Härtsfeld-Museumsbahn e.V.“ für besonderes Engagement in der Denkmalpflege durch die Denkmalstiftung Baden-Württemberg fanden am Nachmittag Stadtführungen und Exkursionen statt.

### Stadtführung: Herrschaftliche Bauten in Schorndorf

Die obrigkeitliche Bautätigkeit und die daraus resultierenden Veränderungen des Stadtbildes und -umfangs von Schorndorf standen im Mittelpunkt



dieser Führung von Prof. Dr. Michael Goer und Dr. Alois Schneider, beide vom Landesamt für Denkmalpflege. Start und Ausgangspunkt der Erläuterungen wie des Rundgangs war das Schloss. Nach einer ersten Ansiedlung des späteren Stadtgebiets seit dem 4. und 5. Jahrhundert kann eine kontinuierliche Besiedlung durch die fränkische, salische, staufische und welfische Zeit hindurch bis zur Stadtgründung und dem ersten Burgbau um 1250 an Stelle des heutigen Schlosses nachgewiesen werden. Der Vorgängerbau wurde 1538 abgebrochen, als Festungsschloss (Zitadelle) neu erbaut und 1834/35 nochmals umgebaut. Der Neubau umfasste unter anderem einen Torbau in der Formensprache der Renaissance, der nach Befunden zum Teil außerhalb der Stadtmauer lag. Die Stadtmauer, deren Erweiterung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vermutet wird, umschloss danach mehr als das Doppelte der Stadtfläche. An mehreren Plätzen in Schorndorf trifft man auf Überreste der alten Umwehrgung. Zu den städtischen Bauten zählt das Spital mit der rückwärtigen Meierei. Der Neubau von 1582 wurde während des Stadtbrandes von 1634 stark beschädigt, 1662 bis 1664 erfolgte der Wiederaufbau in Fachwerk. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde das Spital aufgegeben. Am heutigen Marktplatz lässt sich die städtebauliche Neuordnung des 15. Jahrhunderts gut

3 Rund 250 Besucher lauschten dem Vortrag von Prof. Dr. em. Joachim Radkau zum Thema „Holz, Hand und Herz“.

4 Auszeichnung des Vereins „Härtsfeld-Museumsbahn e.V.“ für sein besonderes Engagement bei der Instandsetzung der Dampflok 11 und den Betrieb der Härtsfeldbahn durch die Denkmalstiftung Baden-Württemberg.



5 Großes Interesse bei der Stadtführung „Herrschaftliches Bauen in Schorndorf“.

6 Auch die Stadtführung „Daimlerstadt Schorndorf“ traf auf regen Zuspruch.

nachverfolgen. Die hier errichtete Kelter als Zeugnis der zunächst wirtschaftlichen Bebauung wurde nach ihrer Zerstörung durch Brand im Jahr 1743 aufgegeben. Die Bautätigkeit in barocken Formen kommt sowohl in der Neuen Straße wie am Neuen Rathaus zum Ausdruck. Die Straße verläuft ohne Krümmung in eine Richtung, die Häuser sind in einfachem Fachwerk errichtet. Das Neue Rathaus, dessen Vorgängerbau dem Brand von 1634 zum Opfer fiel, wurde um 1720 errichtet. Das konvex gewölbte Hauptportal unter einem Balkon wird von zwei dorischen Säulen flankiert und trägt in einer Kartusche die Bauinschrift von 1726. Den Abschluss der Führung bildete ein Gang zu einem weiteren Teil der Stadtmauer und zu den Kasematten.

### Stadtführung: Daimlerstadt

Den zweiten Rundgang durch die „Daimlerstadt“ führte Andreas Stanicki, Baubürgermeister der Stadt Schorndorf. Ausgangspunkt war das Stadtmuseum, die ehemalige Lateinschule Schorndorfs. Stanicki betonte, dass die Kommunalpolitik in Schorndorf die historische Altstadt bewusst in den Lebensmittelpunkt der Bürger rücken wolle. Dazu sei es notwendig, die historische Altstadt mit Leben zu füllen. Durch eine Vielzahl von planungsrechtlichen Instrumenten würde sichergestellt, dass die denkmalgeschützte Altstadt auch heute noch der zentrale Einkaufs- und Begegnungsort der Stadt ist.

Nächste Station der Führung war die Evangelische Stadtkirche. Anschließend versammelte sich die Gruppe auf dem Marktplatz, nach Aussage Stanickis der „schönste Marktplatz Süddeutschlands“. Bei herrlichem Sonnenschein bot sich den interessierten Zuhörern ein fantastischer Blick auf den reich verzierten Marktbrunnen und die zahlreichen historischen Fachwerkhäuser, die den Marktplatz umschließen. Kein Wunder, dass die komplette



Kernstadt Schorndorfs als Gesamtanlage unter Denkmalschutz steht!

Anschließend stellte Dr. Georg Friedrich Kemptner, der als Gebietskonservator unter anderem den Umbau des Schorndorfer Rathauses betreute und die Stadtführung begleitete, das Geburtshaus des wohl berühmtesten Sohnes der Stadt, Gottlieb Daimler, vor. Er berichtete von seinem langjährigen Einsatz für den Erhalt des abrisgefährdeten Kulturdenkmals. „Der jahrelange Aufwand hat sich gelohnt. Gottlieb Daimler war ein weltberühmter Pionier. Es war mehr als eine Herzensangelegenheit, sein Geburtshaus in Schorndorf zu bewahren“, so sein Resümee.

Nächste Station war das ehemalige Jagdschloss der Stadt, das Herzog Ulrich 1538 erbauen ließ und das lange Zeit als einer der Eckpfeiler der um Schorndorf herumführenden Festungsanlage fungierte. An der so genannten Prinzenbastion verabschiedete Stanicki einen Teil seines Publikums, bevor er mit einigen besonders mutigen Teilnehmern noch den Abstieg zu einer heute unterirdisch gelegenen Kaponniere des ehemaligen Festungswalls wagte, die nur über eine äußerst steile Treppe zu erreichen ist. Ein echtes Abenteuer!

### Mühlenexkursion

Der Mühlenwanderweg im Schwäbischen Wald wurde 1978 ins Leben gerufen und verbindet heute elf Mühlen mit einem 37 km langen Rundweg. Zwei dieser Mühlen waren Ziel der Mühlenexkursion unter Leitung von Dr. Michael Hascher vom Landesamt für Denkmalpflege. Den Auftakt bildete die heute von der Familie Fürstenau bewohnte und bewirtschaftete Heinlesmühle, deren Ursprung bis in das 12. Jahrhundert zurückgeht. Als kombinierte Mahl- und Sägemühle verfügt die Heinlesmühle als einzige am Mühlenweg noch über zwei Mühlenräder, von denen eines allerdings aktuell zerlegt ist und seiner Instandsetzung harret,



während das andere für die Führung eigens „unter Wasser gesetzt“ wurde.

Weiter ging es zur Vaihinghofer Sägmühle, die besser unter dem Namen „Hummelgautsche“ bekannt ist. Der erste Bau dieser Gemeinschaftsmühle reicht rund 700 Jahre zurück. Im Gegensatz zur Heinlesmühle, die bis zu zwölf Schnitte gleichzeitig setzen kann, verfügt die „Hummelgautsche“ nur über ein einziges Sägeblatt. Mühlenbauer Eberhard Bohn berichtete den Exkursionsteilnehmern, dass man nach Einspannen des Baumstammes in die Säge durchaus mal „zur Vesper“ gehen konnte, bevor der nächste Arbeitsschritt anfiel. Auf diese Weise schaffe die „Hummelgautsche“ rund „40 Spätzlebreter pro Stunde“ – das größte Sägewerk Europas schafft heute immerhin 200 000 in der gleichen Zeit!

### Limesexkursion

Die zweite Exkursion führte unter der Leitung von Dr. Klaus Kortüm und Prof. Dr. Claus Wolf, beide Landesamt für Denkmalpflege, zu verschiedenen Stationen des Limes im Umkreis von Schorndorf. Vom Ende des 1. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. trennte der Limes fast 200 Jahre lang das Römische Reich vom Gebiet der Germanen. Überwachungs- und Sperranlagen (Türme, Palisaden, Gräben, Wälle, Mauern) bildeten mit den Truppenunterkünften (Kastellen) eine künstlich geschaffene Grenze. Seit 2005 stehen die Stätten des Obergermanisch-Raetischen Limes in Baden-Württemberg als Teil des transnationalen Welterbes „Grenzen des römischen Reiches“ unter dem Schutz der UNESCO. Im Zentrum von Lorch befand sich zur Römerzeit ein Grenzkastell, das einst das Remstal kontrollierte. Mitten im Ort gelegen, ist das ursprünglich von einer Steinmauer umgebene Kastell heute fast vollständig überbaut. Einzig die restaurierten Reste des Nordturmes des westlichen Lagertores sind

noch in einem Hinterhof zu sehen. Der südlich des Mains in nahezu nordsüdlicher Richtung verlaufende Limes knickt nahe dem Kloster Lorch unmittelbar nach Osten ab und bildet das so genannte Limesknick. Diese Richtungsänderung war notwendig, um das Remstal mit seinen wichtigen Verkehrsrouten zu schützen. Wo genau der Limes abknickte und wie er dann weiter verlief, ist bislang nicht nachgewiesen. Ein Nachbau der hölzernen Limespalisade zeigt die Stelle auf, an der man den Limesknick vermutet. Im Vorfeld der Palisade steht die Rekonstruktion eines hölzernen Wachtturmes.

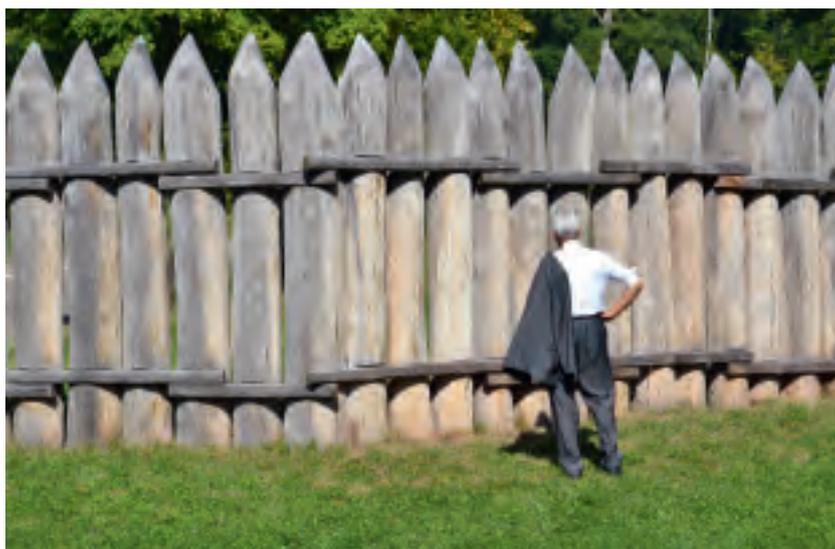
Die Fahrt führte, dem Verlauf des Limes folgend, von Lorch nach Welzheim. Beim Haghof in Alfdorfpfahlbronn begann der schurgerade Limesabschnitt, der nach Norden bis Walldürn reichte. Beim Vorbeifahren konnte auf dem Gelände eines Golfplatzes der Verlauf des Limes ausgemacht werden, da sich Wall und Graben hier ungewöhnlich deutlich im Gelände abzeichnen.

Die Stadt Welzheim gehörte mit zwei Kastellen (Ost- und Westkastell) zu den wichtigsten Truppenstandorten am äußeren Obergermanischen Limes. Im Stadtgebiet von Welzheim fehlen auf einer Länge von mindestens 730 m jegliche Hinweise auf Palisade, Wall und Graben des Limes. Die Ursache hierfür ist entweder auf eine unbekannte Streckenführung östlich des Ortes oder darauf zurückzuführen, dass die Römer hier auf den Bau von

*7 Das Wasserrad der Heinlesmühle, einer kombinierten Mehl- und Sägemühle, wurde für die Exkursion zur Eröffnungsveranstaltung eigens „unter Wasser gesetzt“.*

*8 In Lorch erläutert Dr. Klaus Kortüm die Überbleibsel des Limes. Im Hintergrund die Rekonstruktion eines Limesturmes.*

*9 Kein Durchkommen an der Limespalisade.*



Sperranlagen verzichteten. Von dem einst 4,3 ha großen Reiterlager, dem Westkastell von Welzheim, ist aufgrund der nahezu vollständigen modernen Überbauung nur noch ein kurzes Stück der es umgebenden Steinmauer von etwa 4 m Länge zu sehen. Da von diesem Kastell nur so wenig erhalten werden konnte, entschied man sich dafür, die Anlage des Ostkastells, das zur Überwachung des Vorfeldes diente, vor einer Überbauung zu schützen. Die gesamte Kastellfläche bildet heute den „Archäologischen Park Ostkastell“. Zwecks besserer Anschaulichkeit wurde das Westtor mit den Anschlüssen der Lagermauer nach der Ausgrabung rekonstruiert. Des Weiteren finden sich im Archäologischen Park ein rekonstruierter Holzbrunnen, Abgüsse von Steindenkmälern (nicht nur Funde aus Welzheim) sowie Informationstafeln. Die vorletzte Station der Limesexkursion bildete das Kleinkastell „Rötelsee“, das sich nördlich von Welzheim im Bereich einer Gehölzinsel befindet. Die konservierten Überreste der quadratischen Feldwache boten wahrscheinlich bis zu 20 Soldaten Raum. Ein Umfassungsgraben und eine steinerne Mauer schützten die Anlage und waren nur für ein Eingangstor unterbrochen. Zum Abschluss besichtigte die Gruppe die restaurierten Mauerreste eines Wachturms im Wald bei Kaiserbach, etwa 300 m südöstlich des Spatenhofes gelegen.

### Nacht des offenen Denkmals in Ulm

Auf Initiative des Referates Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen fand in diesem Jahr schon zum zweiten Mal die Nacht des offenen Denkmals statt, zu der dieses Mal die Stadt Ulm einlud. Zahlreiche Nachtschwärmer nutzten am Vorabend des Tags des offenen Denkmals die Möglichkeit, spezielle Führungen zu besuchen,

10 *Der illuminierte Ochsenhäuser Hof in der Nacht des offenen Denkmals in Ulm.*



Einblicke in denkmalgeschützte Gebäude zu gewinnen und herausragende Architektur in einem besonderen Licht zu entdecken. Bis Mitternacht konnten viele historische Gebäude in der Ulmer Innenstadt entweder auf eigene Faust erkundet oder im Rahmen einer fachkundigen Führung das Wissen um die Geschichte und Besonderheiten der Denkmale vertieft werden. Einen besonderen Anziehungspunkt stellten die baulichen Reste der gotischen Dreikönigskapelle dar, die sich in einem Wohn- und Geschäftshaus bis heute erhalten haben. Hier erfuhren die Besucher, wie schwierig der denkmalgerechte Umgang mit verschiedenen Bauphasen sein kann. Im Reichenauer Hof wurden die Gäste durch die wechselhafte Baugeschichte eines der letzten erhaltenen Patrizierhäuser der Stadt geführt, das mit dem so genannten Minnesängersaal ein besonderes Zeugnis der Stadtgeschichte birgt. Der 1370 ausgemalte Festsaal stammt noch vom gotischen Vorgängerbau und zeigt auf den ältesten Fresken Ulms die Themenwelt der Liebe und Musikanten. Am südlichen Münsterplatz bot sich unter der Valentinskapelle die Gelegenheit, in den Keller des Pflughofes des ehemaligen Klosters Bebenhausen zu steigen. Der Förderkreis Bundesfestung Ulm e.V. lockte die Besucher auf den Eselsberg und lud dazu ein, das Festungswerk im Schein Hunderter Kerzen und Fackeln zu erleben. Ein deutlich jüngeres Denkmal konnte mit dem Einsteinhaus besichtigt werden, das 1967/68 als Hauptsitz der Ulmer Volkshochschule errichtet wurde. Deren Vortragssaal, der bauzeitlich erhaltene Club Orange, spiegelt die zentrale Rolle der Volkshochschule in den gesellschaftspolitischen Diskussionen der 1960er und 1970er Jahre wider.

Darüber hinaus wurde die Veranstaltung von einem kurzweiligen Rahmenprogramm begleitet, zu dem unter anderem ein Minnesänger-Ensemble im Reichenauer Hof gehörte.

### Tag der offenen Tür im Landesamt für Denkmalpflege

Am Sonntag, dem eigentlichen Tag des offenen Denkmals, öffnete dann das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen seine Tore. Mit rund 550 Besuchern waren die Angebote des Landesamtes diesmal wieder sehr gut besucht. Besonders gefragt waren die Führungen zur „Stuppacher Madonna“ von Matthias Grünewald, die aktuell in den Restaurierungsateliers der Bau- und Kunstdenkmalpflege restauriert wird. Über ein Gerüst konnten sich die Besucher auf Augenhöhe mit dem wertvollen Gemälde begeben. Wer aufgrund der großen Nachfrage nicht die Gelegenheit hatte, an einer der Führungen teilzunehmen, fand unter den übrigen Angeboten im Hause Alternativen.

Die textilarchäologische Ausstellung „Bast, Binsen, Brennessel – Textiles Material der Steinzeit“ führte vor Augen, dass aus den Bastfasern von Linde, Ulme und Weide in der Steinzeit die vielfältigsten Gegenstände hergestellt wurden, so zum Beispiel Fäden, Schnüre, Seile, Netze, Körbe, Siebe, Matten, Umhänge, Hüte und Sandalen. Gerne nutzten die Besucher die Möglichkeit, die zahlreichen attraktiven Exponate anzufassen und auf ihre Beschaffenheit zu prüfen. Dazu lauschten sie den Ausführungen der Experimental-Archäologin Anne Reichert. Auf großes Interesse stießen auch die beiden Vorträge über die Verwendung von Holz am Bau beziehungsweise die Keltenfürstin von Herberlingen. Die Altersbestimmung einer Baumscheibe und das Basteln von frühmittelalterlichen Armbändern beziehungsweise Säckchen aus Leder zog ebenso wie der traditionelle Luftballonweitflug vor allem Kinder in ihren Bann. Ein Ballon flog tatsächlich an die 160 km und wurde in Schwarzenbruck bei Nürnberg gefunden.

Der Hauptpreis, der Experimentierkasten „Wer baut das Haus fix und fertig?“, geht an Annika Müller aus Esslingen, das Buch „Burgen und Festungen“ an Laurin Fuchs, deren Ballon an die 40 km weit nach Gschwend flog. Die Ballons von Leni Dornseiff, Hannes Miersch, Lotta Ringwald, Dora Kulik, Kathrin Laupheimer und Mat Wolf wurden ebenfalls gefunden und legten gemeinsam eine Strecke von nochmals 140 km zurück. Allen, die einen Ballon entdeckt und die angehängte Karte zurückgeschickt haben, sagen wir herzlichen Dank!

### Weitere Aktionen der Landesdenkmalpflege

Nicht minder gefragt waren die übrigen Veranstaltungen der Landesdenkmalpflege im Land, von denen hier stellvertretend nur zwei herausgegrif-



11 Überwältigender Andrang bei der Präsentation der Restaurierung der Stuppacher Madonna in den Restaurierungsateliers der Bau- und Kunstdenkmalpflege.

fen werden sollen. Bei strahlendem Sonnenschein lockte das Führungs- und Vortragsprogramm mit Staatssekretär Ingo Rust rund 600 neugierige Besucher auf die sonst nicht öffentlich zugängliche Burg Wildeck bei Abstatt. Die idyllisch in den Weinbergen gelegene mittelalterliche Höhenburg dient heute der Staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau Weinsberg als Versuchsgut. Entsprechend bestand auch die Möglichkeit zur Weinverkostung. Über 500 Besucher kamen auch zu den archäologischen Ausgrabungen in der Stadelhöhle im Hohlenstein, wo die steinzeitlichen Fragmente des berühmten Löwenmenschens entdeckt worden sind. Dank gastronomischer Versorgung war der Besuch in der schattigen Höhle an diesem sonnigen Tag eine runde Sache.

### Ausblick 2013

Im nächsten Jahr fällt der Tag des offenen Denkmals auf den 8. September 2013 und steht unter dem Motto „Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“. Dieses Motto verspricht eine diffizile Auseinandersetzung mit unseren Kulturdenkmälern.

**Kathrin Aschmann**  
Paradiesstraße 19  
73230 Kirchheim unter Teck

**Grit Koltermann**  
**Irene Plein**  
**Martina Raschke**  
**Marie Schneider**  
**Monique Staack**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

12 In den Restaurierungswerkstätten der Archäologischen Denkmalpflege wird ein Lederarmband nach alamannischem Vorbild gebastelt.





# Ein Zukunftsmodell? Leutkircher Bürger retten ihren Bahnhof

*140 Jahre, nachdem Leutkirch an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde, haben am Bahnhof erneut große Feierlichkeiten stattgefunden: Der Leutkircher Bürgerbahnhof ist eingeweiht worden. Was zunächst wie die Idee einer Gruppe von Träumern klang, wird zum überregionalen Exportmodell: Der Bürgerbahnhof – Bürger kaufen, sanieren und beleben ihren Bahnhof.*

Susann Seyfert

Den denkmalpflegerischen Wert einer Kirche oder eines Schlosses, ja selbst eines stattlichen Bürgerhauses stellt heutzutage kaum jemand in Frage. Anders sieht es bei Gebäuden aus, deren Nutzung stark eingeschränkt oder ganz aufgegeben wurde, wie beispielsweise alte Industrieanlagen, historische Gasthöfe oder eben Bahnhöfe. Dabei sind es meist diese Objekte, welche die Entwicklung eines Ortes, seine heutige Gestalt und Identität prägen. Umso erfreulicher ist es, dass mit der Eröffnung des Bürgerbahnhofs (Abb. 1) eine Instandsetzung ihren Abschluss gefunden hat, die dem Leutkircher Bahnhof eine dauerhafte Erhaltungschance gab. Der Bürgerbahnhof macht eindrucksvoll deutlich, wie heutige Nutzungsansprüche mit dem historischen Bestand in Einklang gebracht werden können. Voraussetzung dafür waren Bauherren, die das Gebäude mitsamt seiner Ausstattung schätzten und die notwendige Sanierung des Bahnhofs vor drei Jahren wieder in das Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit rückten. Mit der Idee des Bürgerbahnhofs wurde nicht nur eine beispielhafte Finanzierungsmöglichkeit aufgezeigt, sondern vor allem ein unglaubliches Engagement in der Leutkircher Bevölkerung initiiert.

1 Der Bahnhof  
im April 2012.

## Der Bahnhof

Die Anbindung Leutkirchs an die Allgäubahn erfolgte in mehreren Abschnitten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 1872 wurde die Strecke Kißlegg–Leutkirch fertiggestellt, 1873 folgte der Abschnitt nach Isny und 1888 die Verlängerung nach Memmingen. Somit wurde Leutkirch Gabelstation. Westlich der Stadt gelegen, führten die beiden Gleisstränge nordwestlich und südlich an der Stadt vorbei und bestimmten dadurch wesentlich die Stadtentwicklung Leutkirchs im 19. und 20. Jahrhundert. Die seinerzeit neu angelegte Post- und Bahnhofstraße wurden auf den Bahnhof ausgerichtet und unterstrichen so die Bedeutung eines Bahnanschlusses für die damalige Zeit. Neben Wohnhäusern entstanden in diesem Gebiet vor allem öffentliche Gebäude wie Postamt, Amtsgericht und Finanzamt. Ebenso siedelte sich vermehrt Gewerbe entlang der Linie an, trug doch ein Bahnanschluss nicht unwesentlich zu einem einfacheren und effizienteren Betriebsablauf bei. Parallel zum letzten Streckenabschnitt entstand 1889 das neue, heute noch vorhandene Bahnhofsgebäude. Es steht als so genannter Inselbahnhof



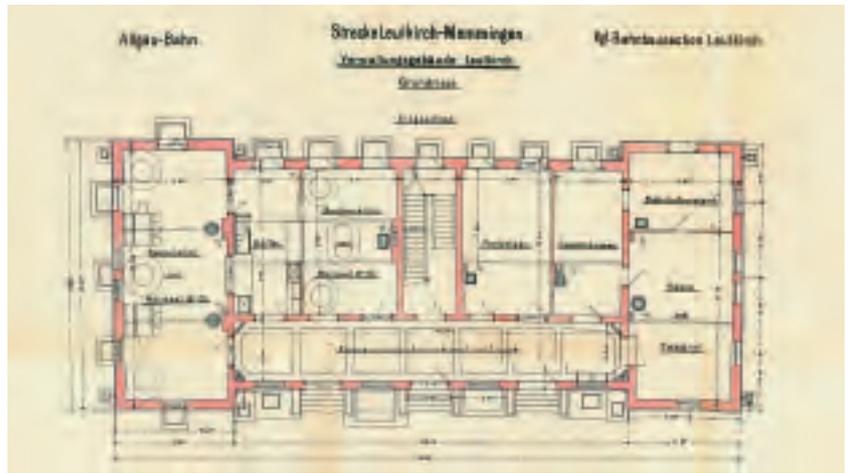
zwischen den Gleissträngen und wendet seine Schmalseiten den Gleisen nach Isny und Memmingen zu. Als städtebaulicher Orientierungspunkt ist die Schauseite des Gebäudes auf die Kernstadt ausgerichtet. Doch ein Empfangsgebäude kann nicht nur ansprechende Visitenkarte eines Ortes sein. Vielmehr muss das Gebäude den Anforderungen an ganz bestimmte Funktionsabläufe gerecht werden. Neben der Fahrkarten- und Gepäckabfertigung waren Wartesäle verschiedener Klassen, Diensträume und Dienstwohnungen unterzubringen. Im Leutkircher Bahnhof konnten sich die Wartenden darüber hinaus in der Bahnhofsrestauration stärken.

Das Gebäude wurde als Mischkonstruktion – im Erdgeschoss Mauerwerk, ab dem Obergeschoss Fachwerk – erstellt. Der langgestreckte Mittelteil wird links und rechts von zwei vorspringenden Seitenflügeln flankiert. Das Erdgeschoss erhält durch seine hohen Öffnungen, die jeweils mit einem gemauerten Rundbogen abschließen, eine zusätzliche Betonung. Ab dem Obergeschoss sind die Fassaden mit Holzschindeln verkleidet, die Fenster schließen gerade ab und reagieren im Dachgeschoss mit ihren unterschiedlichen Größen auf die Dachform. Seit der ersten Umgestaltung 1914 betont der Mittelrisalit, hinter dem sich das neue Treppenhaus verbarg, die zentrale Achse des Gebäudes; seitlich schloss sich ein eingeschossiger Anbau an.

Ursprünglich lagen im Mittelbau hinter der Vorhalle die Wartesäle verschiedener Klassen, links schloss sich die Bahnhofsrestauration an, rechts die Betriebsräume mit Fahrkartenverkauf und Gepäckaufbewahrung (Abb. 2). In den Obergeschossen befanden sich die Wohnungen der Wirtsfamilie und des Bahnhofsvorstehers.

## Der Denkmalwert

Zum Kulturdenkmal „Bahnhof Leutkirch“ gehören neben dem Empfangsgebäude auch die Nebengebäude, Grünanlagen und Plätze. Zusammen bilden sie eine Sachgesamtheit, die aus wissenschaftlichen, heimatgeschichtlichen und künstlerischen Gründen unter Denkmalschutz steht. Bereits 1980 wurde das Empfangsgebäude auf Initiative der Stadt auf seine Denkmaleigenschaft geprüft und als Kulturdenkmal erkannt. Es ist charakteristisch für den Typus des Bahnhofsbauwerks der Allgäu-Bahn, der entsprechend der Bedeutung der jeweiligen Station modifiziert gestaltet wurde. Aufgrund seines verkehrstechnischen Ranges, seiner Größe, der differenzierten architektonischen Gestaltung des Baukörpers sowie eines nahezu unveränderten Bestands kommt dem Leutkircher Empfangsgebäude eine besondere Stellung zu. Durch die zeitgleich parallel zu den beiden Gleissträngen entstandenen Nebengebäude, den Vor-



platz sowie die anschließende Grünfläche entfaltet der Bahnhof seine volle städtebauliche Wirkung. Das von Anfang an vorhandene Rondell – ein Motiv der Gartenbaukunst – fasst optisch Empfangs- und Nebengebäude zusammen und ermöglicht eine Art Kreisverkehr. Es dürfte zu den ältesten im südwestdeutschen Raum gehören. Obgleich die Nebengebäude schlichter ausgeführt worden sind, nehmen sie durch ihre äußere Gestaltung deutlich Bezug auf das Hauptgebäude. Bemerkenswert ist auch der Umgang mit der Fläche im Gleiskeil. Trotz kleinerer Veränderungen hat sich die Grünanlage mit Brunnen bis heute erhalten (Abb. 3).

Die Denkmaleigenschaft gründet daher nicht nur auf der künstlerischen Gestaltung der Einzelbauten, sondern vor allem auch auf der städtebaulich-künstlerischen Bewältigung einer Bahnhofspannung an der ungewöhnlichen Stelle einer Streckengabelung.

An seiner Erhaltung besteht aufgrund seines exemplarischen und dokumentarischen Wertes ein öffentliches Interesse.

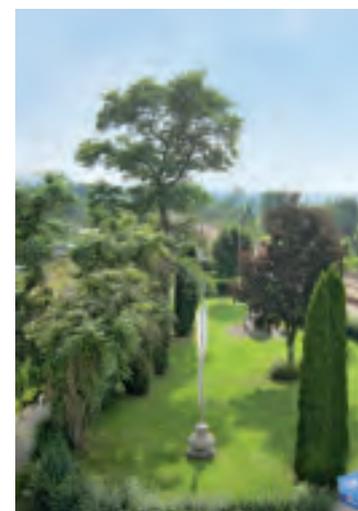
## Der Kampf um den Bahnhof beginnt

Auf das Ringen um den Erhalt des Bahnhofs soll hier nur kurz eingegangen werden. In den 1960er Jahren wurden erstmals Abbruch- und Neubauplanungen der Deutschen Bahn publik. Die Bestürzung über den veröffentlichten Entwurf für den Ersatzbau war so groß, dass sich die Stadt nun selbst intensiv um den Erhalt des Bahnhofs bemühte. Der Druck stieg mit Stilllegung einzelner Strecken. Ein erster Erfolg konnte mit dem Abwenden des Abbruchs und der Außeninstandsetzung Anfang der 1980er Jahre verbucht werden. 1998 ging der Bahnhof in das Eigentum der Stadt über.

Ab 2001 konkretisierten sich Planungen, aus dem Bahnhof einen Kulturbahnhof mit Anbau zu machen. Endgültig zufriedenstellend schien diese Lösung nicht, war sie doch mit umfangreichen Eingriffen in die Sachgesamtheit „Bahnhof Leutkirch“

2 Historischer Grundriss des Erdgeschosses vor Anbau des Treppenhauses.

3 Die Grünanlage im Gleiskeil heute.



verbunden. Weitere Planungen wie die Einrichtung als Caritas-Zentrum wurden nicht umgesetzt. Doch der Bahnhof stand nicht leer. Immer wieder gab es Zwischennutzungen zum Beispiel als Redaktionsräume für eine Schülerzeitung oder als Ausstellungsraum für die Künstlergruppe „Schrankenlos“. Die letzten Jahre wurde er von einer Kunstschule genutzt und bespielt, was sicherlich wesentlich dazu beitrug, dass der Bahnhof nicht vollständig in Vergessenheit geriet.

### Das Konzept Bürgerbahnhof

Vor drei Jahren kam die entscheidende Wende. Das bevorstehende Ende der Förderperiode für das städtebauliche Sanierungsgebiet und damit der Verlust entscheidender Fördermittel mobilisierte die Gruppe, die heute den Vorstand der Genossenschaft „Leutkircher Bürgerbahnhof“ bildet. Bereits während der ersten Gespräche mit den zuständigen Behörden wurde eine Idee präsentiert, die zu einfach klang, als dass sie realisierbar wäre oder einen großen Kreis an Interessenten anlocken könnte. Geplant war die Gründung einer Genossenschaft, in die man sich über Anteile – jeder im Wert von 1000 Euro – einkaufen konnte. Die Genossenschaft wird Sanierungsträger. Die verkauften Anteile bilden die notwendigen Eigenmittel im Finanzierungsplan.

Doch der Mut wurde belohnt. Innerhalb kurzer Zeit wurden alle 1000 Anteile verkauft, 2012 gab es sogar eine zweite Auflage mit weiteren 111 Anteilen, die ebenfalls in kürzester Zeit verkauft waren. In Ergänzung zu Eigenkapital und Sanierungsmitteln wurde ein Antrag auf Denkmalfördermittel des Landes gestellt, der 2011 bewilligt werden konnte. Parallel förderte die Denkmalstiftung Baden-Württemberg das Projekt.

Neben der Rettung des Kulturdenkmals stand noch ein weiteres Ziel im Mittelpunkt. Unter den Schlagwörtern „Investieren Sie in die Attraktivität von Leutkirch! Bewahren und gestalten Sie mit uns ein Stück Heimat! Übernehmen Sie Verantwortung für Ihre Stadt!“ wurde der Bahnhof zum Identifikationsobjekt der Bürgerschaft. Abgesehen davon, dass sie über die verkauften Anteile Miteigentümer wurden, engagierten sich lokale Firmen

bei der Umsetzung der Maßnahmen, spendeten viele Bürgerinnen und Bürger ihre Freizeit und arbeiteten ehrenamtlich im Rahmen des Projektes mit und sorgten damit für eine rechtzeitige Fertigstellung.

Die intensive Beteiligung der Bürger sicherte nicht nur die Finanzierung; vielmehr ist durch die Mitwirkung ein nachhaltiges Bewusstsein für den Wert des Objektes in der Stadt geschaffen worden.

### Denkmalpflegerische Zielsetzung

Durch Leerstand oder Geldmangel eröffnen sich im Leben eines Kulturdenkmals manchmal auch Chancen. Obwohl die Gefahr des fortschreitenden Verfalls gegeben ist, bleibt oftmals gerade wegen des fehlenden Nutzungsdrucks wertvolle Ausstattung erhalten, oder es werden ohne Zeit- und Investorendruck sinnvolle und vor allem nachhaltige Nutzungskonzepte entwickelt. Aus welchen Gründen auch immer die vorher genannten Ideen nicht zur Umsetzung kamen, waren sie letztendlich nicht vergeblich. Im Zuge der Planungen setzten sich die Interessierten immer wieder ernsthaft mit dem Erhalt des Bestandes auseinander. Die Landesdenkmalpflege steuerte zwei Gutachten über die Möglichkeiten des Erhalts der Fenster und der energetischen Sanierung bei, die im Zuge der Planungen 2009 aufgegriffen und weiterentwickelt werden konnten.

In enger und konstruktiver Zusammenarbeit mit den Denkmalbehörden wurde das Sanierungskonzept entwickelt und (vor allem schnell) auf den Weg gebracht. Es ist ein weitverbreitetes Missverständnis, dass bei einem Kulturdenkmal lediglich das Erscheinungsbild geschützt ist. Neben dem Erscheinungsbild sind sehr wohl auch die innere Struktur eines Gebäudes (Grundriss) und die Substanz geschützt. Im Fall des Bahnhofs sind gerade die letztgenannten beiden Bereiche sehr gut überliefert. Dem wurde seitens des Planungsteams Rechnung getragen. Im Obergeschoss bot sich aufgrund der Raumstruktur eine geschäftliche Nutzung an. Mehrere Büros werden über einen langen Mittelflur erschlossen (Abb. 4). Teeküche und Sanitäranlagen werden gemeinsam genutzt. Die Grundrissstruktur blieb unangetastet. Das Erd-

*4 Erschließungsflur für die einzelnen Büros im Obergeschoss mit den historischen Trennelementen. Dahinter die neuen Brandschutzelemente.*

*5 und 6 Wie früher dient der ehemalige Wartesaal III. Klasse wieder zur Bewirtung der Gäste. Über die wandhohen Durchbrüche wurden die übrigen Wartesäle in die Gastronomienutzung mit einbezogen.*





geschoss wird vollständig von der Gastronomie genutzt. Eine interne Verbindung der ehemaligen Wartesäle wurde über hohe Durchbrüche an den Zwischenwänden geschaffen (Abb. 5; 6).

Trotz einer dem Kulturdenkmal angemessenen Nutzung können bei Sanierungsmaßnahmen Anforderungen an ein Gebäude gestellt werden, auf die planerisch und baulich reagiert werden muss. Im Falle des Bahnhofs war es die Dachgeschossnutzung als Ausstellungsraum, die einen zweiten baulichen Rettungsweg notwendig machte. Er entstand vom Gebäude abgerückt an der Südostecke zwischen Bahnhof und Gleisanlage als freistehendes Treppenhaus. Die Anbindung an das Dachgeschoss erfolgte über einen Steg.

In einer ersten Konzeption waren in dem Bereich Wohnungen geplant, die größere Eingriffe unter anderem durch Unterteilung und Leitungsführung mit sich gebracht hätten. Mit der Einrichtung eines Ausstellungs- und Tagungsraumes konnten viele bauliche Veränderungen vermieden werden. Besonderes Augenmerk bei der Sanierung lag auf der Erhaltung des umfangreichen hölzernen Ausstattungsbestandes, der ein Gebäude unverwechselbar und individuell macht. Neben einem sehr gut erhaltenen historischen Fensterbestand waren es vor allem Lamberien, Treppen, Türen und Dielenböden, die aufgearbeitet und restauriert wurden (Abb. 7; 8). Konzeptionell und beratend wirkte dabei ein in der Denkmalpflege sehr erfahrenes Schreiner-Team mit. Die Umsetzung erfolgte über zwei örtliche Schreiner-/Tischlerbetriebe. Auch für die Denkmalpflege ist es wichtig, dass der Funke der Begeisterung für den historischen Bestand und für traditionelle Handwerkstechniken immer wieder in das regionale Handwerk überspringt. Nur wenn der historische Bestand als positive Herausforderung begriffen wird und nicht als Hinderungsgrund, kann es eine Zukunft für Kulturdenkmale geben. Die kreativen Lösungen, die handwerkliche und gestalterische Qualität der Instandsetzung ist dem Anspruch der beteiligten Architekten und vor allem dem Erfahrungsschatz und der fruchtbaren Zusammenarbeit aller Handwerker zu verdanken.

## Fazit

Das außerordentlich große Engagement aller Beteiligten war bei diesem Projekt etwas ganz Besonderes. Mit ihrer andauernden Motivation und den oftmals ehrenamtlichen Arbeitseinsätzen für ihren Bahnhof haben sie wesentlich zum Erfolg der Reaktivierung des Kulturdenkmals beigetragen.

Nachdem der bald 40 Jahre andauernde Kampf um den Erhalt des Bahnhofs schon beinahe als verloren galt, konnte mit der jetzigen Sanierung das Gebäude vor einschneidenden Um- und Anbauten und damit vor der Zerstörung seines Denkmalwerts bewahrt bleiben.

120 Jahre nach seiner Eröffnung wird der Leutkircher Bahnhof wieder zum Ausgangspunkt von etwas Außergewöhnlichem: Ein Modell geht auf Reisen in ganz Deutschland. Die Gemeinde Sulzfeld im Kraichgau hat ihr Projekt „Bürgerbahnhof“ bereits auf den Weg gebracht. Es gibt weitere Interessenten in Neustadt-Dosse, Wedel und Murnau. Und so wie einst die Eisenbahn Menschen überall schneller als je zuvor verband, so scheint mit dem „Bürgerbahnhof Leutkirch“ ein beispielhaftes und beispielgebendes Finanzierungsmodell gefunden, das engagierten Bürgern die Möglichkeit eröffnet, Verantwortung zu übernehmen, historische Gebäude zu bewahren und damit ein Stück regionale Identität den nachfolgenden Generationen zu überliefern.

## Praktischer Hinweis

Das Erdgeschoss ist zu den Öffnungszeiten der Gastronomie zugänglich, die Grünanlage im Gleisfeld rund um die Uhr. Für das Dachgeschoss sind wechselnde Ausstellungen geplant. Weitere Informationen: [www.leutkircher-buergerbahnhof.de](http://www.leutkircher-buergerbahnhof.de)

**Susann Seyfert**  
Regierungspräsidium Tübingen  
Referat 26 – Denkmalpflege

*7 und 8 Büronutzung im Obergeschoss. Die historischen Fenster wurden mit zwei neuen Fensterflügeln zu Kastenfenstern erweitert.*



# Die Herrgottskirche in Creglingen

## Die Heimstatt des Marienaltars von Riemenschneider ist vollständig restauriert

*Nach anderthalbjähriger Restaurierung fand im Mai 2011 die feierliche Wiedereröffnung der Herrgottskirche in Creglingen statt. Zuvor waren sowohl das Bauwerk und seine Ausstattung als auch Friedhofsmauer und Grabsteine konserviert, restauriert oder instand gesetzt worden. Damit ist ein wertvolles sakrales Gebäude mitsamt seiner hochwertigen Ausstattung, deren Bedeutung über das Land Baden-Württemberg hinausgeht, für die nächste Generation gesichert.*

Judith Breuer

### Baugeschichte und Charakteristika

Die Herrgottskirche steht südlich von Creglingen, frei im Tal des Herrgottsbachs, eines Nebenflusses der Tauber. Gestiftet wurde sie 1384 von den Herren von Hohenlohe-Brauneck, der Legende nach an der Stelle, an der ein Bauer beim Pflügen eine Hostie gefunden haben soll. Geweiht war die Kirche zu Ehren des Corpus Christi, auf Mittelhochdeutsch: Fronleichnam. Sie diente als Wallfahrtskirche, in der die wundersam gefundene Hostie für die Pilger ausgestellt war. In zwei Bauabschnitten wurde die Kirche erbaut, zuerst das Schiff, das

1389 geweiht wurde, und dann der Chor mit Sakristei an der Nordseite, der 1396 seine Weihe erhielt. Der Schiffsdachstuhl stammt – wie dendrochronologische Untersuchungen während der jüngsten Arbeiten ergaben – in seinen wesentlichen Teilen aus dieser Bauzeit, und zwar von 1387. Die Kirche besitzt keinen eigenständigen Glockenturm, dafür einen Dachreiter und an der Südseite einen polygonalen Treppenturm mit Balustrade, Tetzlkanzel genannt (Abb. 4). Ob der sächsische Ablasprediger Johann Tetzl, der ab 1510 auch im süddeutschen Raum wirkte, tatsächlich von der Kanzel auf diesem Treppenturm predigte, wie man laut Chronist Ottmar Schönhuth noch 1846 in Creglingen erzählte, ist nicht belegt. Seit der Reformation werden in der ehemaligen Wallfahrtskirche allein Trauergottesdienste abgehalten.

Die Kirche weist steinerne Gliederungen in spätgotischen Formen auf. Sockel und Mauerwerk bestehen aus Kalk-, teilweise Bruchsteinen, die Ecken sind aus Quaderwerksteinen gebildet. Alle Architekturgliederungen hingegen sind aus einem grüngelben fest gebundenen Schilfsandstein gehauen, der aus Steinbrüchen in unmittelbarer Nähe stammen dürfte. Hervorragend gearbeitet sind die Skulpturen an den Chorstrebepeilern, die Maßwerkrosette im Westgiebel und die Bekrönungen der drei an West-, Nord- und Südseite befindlichen Portale. Den Chor schließt ein gotisches Kreuzrippengewölbe, das Kirchenschiff eine Holztonne, deren Durchzugsbalken einen Bibelspruch tragen, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert aufgebracht wurde.

Die Fenster stammen zum Teil aus der Erbauungszeit um 1395. Dazu gehören das Westrosettenfenster mit ornamentaler Farbverglasung und figürliche Farbglasbilder einer Nürnberger Werkstatt. Sie zeigen unter anderem Darstellungen der Stifter

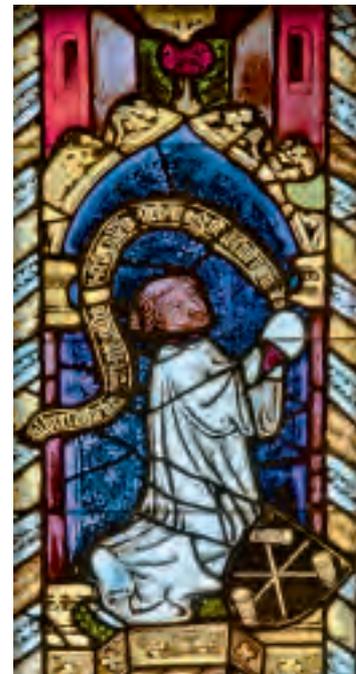
1 Die Herrgottskirche Creglingen von Südwesten, 2012.



Konrad und Gottfried von Hohenlohe-Brauneck, des ersten Kaplans der Herrgottskirche, Albrecht Heher (Abb. 3), sowie von Heiligen und dem gekreuzigten Christus mit Maria und Johannes. Die Kirche zeichnen qualitätvolle Wandgemälde und vielfältige Ausstattungsstücke aus, unter anderem Totenschilde von um 1390, ein spätmittelalterliches Kruzifix (leider wurde das raumbestimmende Triumphbogenkreuz nach 1928 in die Creglinger Stadtkirche übertragen; Abb. 6 u. 7), spätmittelalterliche Chorgestühle und eine Kanzel von 1594, also aus nachreformatorischer Zeit, die – bis auf Altäre und ein Wandgemälde – hier leider nicht weiter behandelt werden können.

### Altäre im Chor und an den Seiten

Zur wertvollen Ausstattung der Kirche gehört der Hochaltaraufsatz im Chor (Abb. 12). Er sitzt auf dem 1396 geweihten steinernen Altar, der von Spitzbögen durchbrochen ist. Der geschnitzte und farbig gefasste Schrein zeigt im Mittelteil hinter einer expressiv bewegten Gruppe von Folterknechten und Heiligen eine Kreuzigungsszene und zudem auf den Flügelinnenseiten Tafelbilder mit vier Passionsdarstellungen. Die kurz vor 1500 datierte Arbeit widmet sich also dem eigentlichen Stiftungsziel der Kirche, der Verehrung des Leibs Christi. Der Schöpfer des Werks ist bislang unbekannt. Auf dem rechten Altarblock, der wie der linke schon 1389 geweiht wurde, befindet sich ein Aufsatz mit den gefassten Skulpturen der hl. Ottilia, des Johannes Evangelist und der Lucia im Mittelteil. Seine



Flügelaußenseiten tragen die Tafelbild-darstellung einer Verkündigung an Maria. Über seine Entstehungszeit und seinen Schöpfer gibt die Signatur an der Schreinerückwand Aufschluss. Sie lautet „Jacob Mühlholzer maler zu WindBhaim 1496“. Es dürften jedoch lediglich die Malereien an den Flügelaußenseiten, an den beidseitigen Standflügeln sowie an den beiden Predellentüren von seiner Hand stammen. Für die Schnitzwerke und weitere Zuarbeiten hat der Maler – wie damals durchaus üblich – andere Künstler hinzugezogen.

Der Aufsatz des linken Seitenaltars setzt sich aus Elementen unterschiedlicher Herkunft und Entstehungszeit zusammen. Während die skulpturalen Darstellungen aus dem Marienleben im Mittelteil flämisch und um 1460 zu datieren sind, dürften die Gemälde auf den Flügeln mit der Darstellung von Johannes dem Täufer und des hl. Leonhard aus der Zeit um 1500 stammen. An der Rückwand des Schreins sind ebenfalls die Signatur Mühlholzers und das Datum 1496 zu lesen. Als Schöpfer des Aufsatzes in seiner heutigen Zusammensetzung kommt Mühlholzer nach neuester Erkenntnis aber nicht in Frage.

### Der Marienaltar von Tilman Riemenschneider

Ungewöhnlicherweise steht mitten im Kirchenschiff ein weiterer Altar. Es handelt sich um den ältesten Altarblock der Kirche, der an der Stelle des Hostienfundes errichtet worden sein soll und wie der um wenige Jahre jüngere Hauptaltar im Chor von Spitzbogenarkaden durchbrochen ist. Seit der Stiftung der Kirche diente dieser Altar der Ausstellung der Wunder-Hostie. Auf ihm steht das Hauptwerk der Kirchengestaltung, der bis 2,50 m hohe

2 *Predellenbild des Marienaltars von Tilman Riemenschneider mit Darstellung des jugendlichen Jesus im Tempel, rechts das mutmaßliche Bildnis von Tilman Riemenschneider, 2012.*

3 *Albrecht Heher, erster Kaplan an der Herrgottskirche, Farbglasfenster von um 1395 an der Chornordseite, 2012.*

4 *„Tetzlkanzel“ genannt Treppenturm an der Nahtstelle von Schiff und Chor der Herrgottskirche.*

## Glossar

### Kasein

Ein in der traditionellen Wandmalerei eingesetztes Farbbindemittel auf Milcheiweißbasis.

### Kieselsäureester

Flüssigkeit auf mineralischer Basis zur Festigung und Konservierung von Naturstein und Putz.

### Kieselsohmörtel

Mörtel mit Zusatz von Siliciumdioxid und Kolloid zur Konservierung von Naturstein mittels Füllung von Rissen und Spalten.

### Ortgang

giebelseitiger Abschluss der Dachfläche.

### Predella

Der auf dem Altartisch auf sitzende Sockel meist eines Flügelaltars, oft mit Maleisen, Schnitzwerk, Reliefs oder Reliquien ausgefüllt. Die Predella umfasst etwa ein Drittel der Höhe des Gesamtaltars.

### Seccotechnik

Malereiauftrag auf trockenem Putz im Unterschied zur Frescotechnik, bei der auf feuchtem Putz gemalt wird, abgeleitet von secco (italienisch) = trocken und fresco (italienisch) = frisch.

komplett hölzerne Altarretabel mit dem weitgehend vollplastischen Mittelbild der Krönung und Himmelfahrt Mariens (Abb. 12). Dieses Bild, die vier Reliefs mit Szenen aus dem Marienleben auf den Flügelinnenseiten und die drei wiederum weitgehend vollplastischen Predellenbilder sind bis auf die Pupillen, die farbig herausgearbeitet sind, aus ungefasstem hellem Lindenholz, der Schrein aus leicht rötlichem Nadelholz geschnitzt. Schon Schönhuth würdigt in seinem Büchlein von 1846 den Schnitzaltar als kostbarsten Teil der Kirche, äußert dabei zugleich seine Verwunderung, dass über den Künstler nur überliefert sei, dass dieser sich im rechten Predellenbild mit der Tempelszene um den jugendlichen Jesus dargestellt habe. Als Künstlerbildnis sah man damals den sitzend dargestellten Mann mit Kappe auf dem Kopf und Buch auf den Knien an, der in der damals schon abgebrochenen rechten Hand ein Schnitzmesser gehalten haben soll (Abb. 2). 1884 gelang es dem Kunsthistoriker Anton Weber, den Altar, für den Archivalien fehlen, durch vergleichendes formanalytisches Sehen als eines der Hauptwerke von Tilman Riemenschneider zu erkennen. Dabei datierte Weber den Altar, einer Fehlinformation über eine Jahreszahl an der Figur der Maria folgend, in das Jahr 1487. Nachvollziehbar erkannte er aber nicht im sitzenden Gelehrten der Tempelszene, sondern im rechts daneben stehenden Gelehrten – ebenfalls mit Kappe – das Bildnis Riemenschneiders. Diese Deutung leitete er auch aus dem Abgleich mit dem Bildnis Riemenschneiders auf dessen Würzburger Grabstein ab. Die genauere zeitliche Bestimmung des Altarretabels in die Zeit um 1505 gelang schließlich 1930 Justus Bier durch Vergleich der Riemenschneiderschen Werke. Mit der Aufstellung

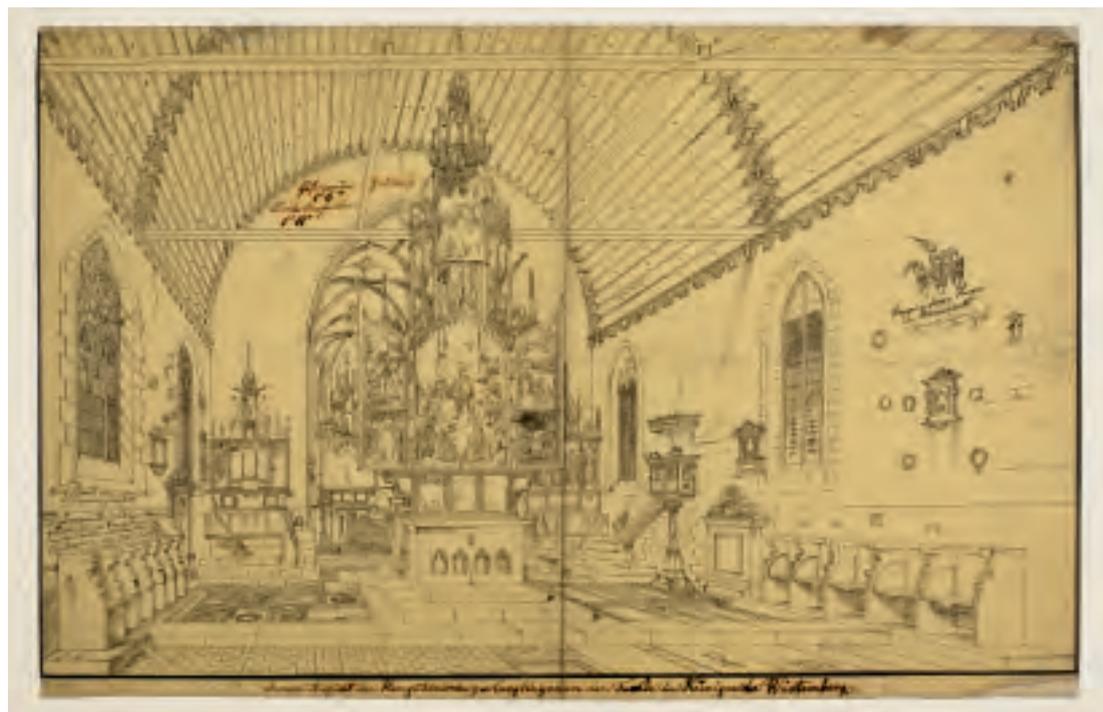
des Marienretabels Anfang des 16. Jahrhunderts dürfte in der Herrgottskirche die Hostien- von der Marienverehrung verdrängt worden sein.

Noch während des 17. und 18. Jahrhunderts muss das Marienaltarretabel offen gestanden haben, denn die Inschrift eines Besuchers auf dem rechten Flügelrelief mit Datum 1653 und die des Creglinger Schreiners M. M. Ulshöfer mit Datum 1758 hinter den vorderen Skulpturen des Hauptbildes zeugen davon. Wahrscheinlich in den Wirren der napoleonischen und der folgenden Freiheitskriege im frühen 19. Jahrhundert wurden die Flügel des Riemenschneideraltars verschlossen und das Marienbild, das wohl eigentlich geschützt werden sollte, vergessen. Erst 1832 öffnete der damalige Stadtschultheiß G. M. Dreher den Altarretabel und entdeckte den hohen Kunstwert des Riemenschneider-Werks wieder. Seitdem ist die Kirche Reiseziel auch ausländischer Kunstinteressierter.

## Kirche und Ausstattung ab dem 19. Jahrhundert

Zeichnungen des Veduten- und Architekturmalers Georg Christoph Wilder von 1837/39 belegen, dass der Kirchenraum auch damals den von der Spätgotik geprägten Charakter zeigte, also keinen verändernden Umbau im Stil der Renaissance oder des Barock erfahren hat (Abb. 5). Bei den Instandsetzungen und Teilerneuerungen im 19. und 20. Jahrhundert hat sich der vorwiegend spätmittelalterliche Gesamteindruck der Kirche weiter tradiert. 1886 wurden der Chor neu ausgemalt und das Christophorus-Wandbild sowie das Chorgestühl überarbeitet. 1904/05 erneuerte man – wie Jahreszahlen auf den Bauteilen belegen – die Holz-

5 Innenansicht der Herrgottskirche Creglingen, Zeichnung von Georg Christoph Wilder, 1839, Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum.





konstruktion des Dachreiters, die Maßwerkbrüstung der so genannten Tetzkelkanzel und den Baldachin des Westportals, renovierte die Farbglasfenster und ordnete sie zum Teil neu an. 1928 erhielt das Kirchenschiff einen neuen Wandputz (Abb. 7). 1972 wurden zur Reduzierung der Mauerwerksfeuchte eine Drainage um die Kirche gelegt und die Dachdeckungen erneuert. 1973 erfuhren die Steinfassaden eine Überarbeitung, vorrangig durch Antragen von Restauriermörtel. 1977 folgte eine Innenrenovierung. 1985 bis 1987 wurden die Farbglasfenster erneut behandelt und ihre Restaurierung nun auch dokumentiert. Bis 1988/89 erfolgte eine gründliche und ebenfalls dokumentierte steingerechte Instandsetzung der Außenhaut der Kirche.

Seit 2003, im Zuge kleinerer Reparatur- und Pflegearbeiten, zeigte sich den Denkmalpflegern, dass eine übergreifende Instandsetzung von Bauwerk und Ausstattung notwendig ist. Moos zeugte von der Durchfeuchtung der Chorwände und -böden, abfallender Putz am inneren Westgiebel ließ auf einen undichten Ortgang schließen. Die Grabplatten wurden immer mehr von den zahlreichen Touristen abgetreten. Sämtliche Ausstattungsstücke waren verschmutzt, einige Objekte wiesen sogar gelockerte und ausgebrochene Fassungen auf. Weitere Verluste an Denkmalsubstanz drohten, wenn nicht bald eine bauwerksübergreifende Instandsetzung in Angriff genommen würde.

Bei einer Besichtigung der Kirche im September 2008 durch Vertreter des Wirtschaftsministeriums befürworteten diese eine besondere Förderung der notwendigen Sanierung. Um das Projekt schnell zu konkretisieren, beauftragte das Referat Denkmalpflege ein kreisansässiges, in solchen Projekten bewährtes Architekturbüro mit einer Schadenserhebung, der Entwicklung eines Instandsetzungskonzepts und einer Kostenberechnung. Gefördert wurden die Arbeiten schließlich durch Mittel des Bundes, des Landes einschließlich der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, des Kreises, der evangelischen Landeskirche und durch Spenden.

## Restaurierung von Fassaden und Dach 2009/10

Ziel der aktuellen Maßnahme war eine Instandsetzung unter Konservierung der vorhandenen erhaltungsfähigen Substanz und des bestehenden inneren und äußeren Erscheinungsbildes sowie eine Verbesserung des Raumklimas. Mit Planung und Bauleitung beauftragte die Kirchengemeinde schließlich dasselbe Büro, das auch am Maßnahmenkonzept gearbeitet hatte. 2009 begann die Restaurierung. Das Konzept wurde in Abstimmung mit den Denkmalpflegern während der eigentlichen Baumaßnahme ständig präzisiert.

Im Zuge der jüngsten Restaurierung behob man die Schäden am Ortgang des Westgiebels, indem man Vierungen aus dem Originalstein nahe kommendem Güglinger Sandstein einfügte (Abb. 8). Die Fugen zwischen den Ortgangsteinen wurden zur besseren Abdichtung verbleit. Die Steinfassaden erfuhren eine schonende Reinigung mit Wasser und einem Zusatz zur Moosentfernung und – weil nur geringfügig schadhaft – eine wenig umfangreiche Bearbeitung. Die Steinmetzwerkstatt schloss Risse mittels Kieselsohmörtel und festigte mit Kieselsäureester. Die ausgewaschenen Fugen füllte sie mit Trasskalkmörtel.

Einige schadhafte Sparren des Dachreiters wurden ersetzt. Die zum Teil durch Fäulnis geschädigten Fußpunkte der Schiffsdachsparren verstärkte man zimmermannsmäßig. Die ebenfalls durch Feuchte geschädigten Mauerwellen, auf denen in Deckenebene die Zugbalken des Schiffs ruhten, wurden komplett ausgetauscht. Die im Kern vermorderten Zugbalken ertüchtigte man durch von oben eingesenkte stählerne Schwerter und konnte sie so vollständig mitsamt ihrer auch künstlerisch bedeutsamen Aufschriften erhalten.

Die aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stammende Dachdeckung von Chor und Schiff erneuerte man, um kritische Undichtigkeiten zu beseitigen. Die schadhafte Kupferverkleidung des Dachreiters von 1972 wurde ebenfalls ausgetauscht.

6 Innenansicht der Herrgottskirche mit dem Marienaltar von Tilman Riemenschneider, um 1910.

7 Innenansicht der Herrgottskirche mit Marien- und Hauptaltar, 1928.

**Trasskalkmörtel**  
Mörtel aus natürlichem Gesteinsmehl und Kalk.

**Verbandelung**  
dünnere Putzauftrag, bei dem die Steinköpfe sichtbar und die Mauerstruktur ablesbar bleiben.

**Zaponlack**  
transparenter Nitrozelluloselack, ehemals auch als Firnis eingesetzt, neigt zur Gilbung.



8 Westfassade der Herrgottskirche mit Kartierung der Maßnahmen am Stein, Büro Strebewerk, 2009.

### Konservierung von Raumschale und Wandmalerei 2010/11

Bei der Voruntersuchung der Raumschale stellte der Restaurator fest, dass im Chor oberhalb des Sockelbereichs mittelalterlicher Verputz erhalten ist. Zudem ermittelte er Reste einer alten zum Teil figürlichen Bemalung auf den Gewölbeseignen, nicht aber auf dem Chorgewölbe. Dessen alten Verputz hatte man 1977 entfernt. Ältere Putze im Schiff fanden sich ebenfalls nicht. Diese waren ebenso wie die Fassungen auf den Sandsteingliederungen – bis auf Farbreste auf den Maßwerken – schon bei der Maßnahme 1928 fast vollständig beseitigt worden. Aufgetragen wurde damals ein bis heute weitgehend erhaltener schwach gebundener weicher Kalkputz, so auch am inneren Westgiebel. Infolge des schadhaften Ortgangs durch Wasser- und Salzeintrag in diesem Bereich zerstört, wurde dieser bei der jüngsten Kampagne abgenommen und provisorisch durch einen Kalkmörtel

ersetzt. Er wird nach einigen Jahren auf Salzsättigung zu prüfen und gegebenenfalls zu erneuern sein. Die sonstigen Oberflächen, die als letzte Schicht einen Kalkanstrich von 1977 tragen, wurden lediglich trocken gereinigt und Fehlstellen mit Kalklasur retuschiert.

Restauratorisch behandelt wurde unter anderem das monumentale Wandgemälde eines Christophorus auf der südlichen Chorwand (Abb. 10). Das um 1515 vom Creglinger Amtmann Stephan von Men(t)zingen gestiftete Bild zeigt sich beeinflusst von Albrecht Dürers Holzschnitt „Der heilige Christophorus mit dem Vogelflug“. Im Zuge der Bestandsaufnahme ermittelten die hieran tätigen Restauratoren, dass das Gemälde vorwiegend in Seccotechnik aufgebracht wurde. Eine nennenswerte Überarbeitung erfuhr es 1886 durch Hans Kolb (1845–1928), damals Professor in Stuttgart, mit Kaseinfarben. Seine Arbeit bezeugt eine Inschrift in der unteren Bildecke und eine beim Abrücken des südlichen Chorgestühls entdeckte Notiz, die lautet: „Diese Chorgestühle sind restauriert und gebeizt worden von Georg Hoffman Schreiner in Creglingen im Oktober 1886. In diesem Jahr ist auch das Wandgemälde „Christophorus“ von Professor Kolb aus Stuttgart restauriert worden.“ Offenbar war das Bild damals stark reduziert. Kolb ergänzte nicht nur die Malerei, sondern übermalte auch in der für die damalige Zeit typischen linearen Konturierung. Weniger kunsthandwerkliche Qualität hatte die folgende Überarbeitung im Jahre 1977 mit Zaponlack, bei der Konturen und der gesamte blaue, Himmel und Wasser darstellende Hintergrund entstellend übermalt wurden. Bei der jüngsten Maßnahme wurden die Oberfläche des Christophorus-Gemäldes gereinigt, der Überzug der 1970er Jahre reduziert, die besonders verfremdenden Übermalungen dieser Zeit entfernt sowie die auch von Kolb stammenden Malschichten konserviert und minimal retuschiert.

Die Glasfenster wurden ebenfalls restauratorisch behandelt; Bleistege wurden nachgelötet und nicht mehr intakte Sprungverklebungen geschlossen. Im Zuge der Instandsetzung gelang es auch, einige der als Bodenbelag der Kirche dienende wertvolle Grabplatten aus dem 14. bis 17. Jahrhundert vor weiterem Oberflächenverlust zu schützen. Beim dazu teilweise erforderlichen Anheben der Grabplatten zeigte sich, dass sich unter zwei Platten östlich des Riemenschneideraltars, die durch Inschriften 1584 und 1654 datiert sind, ein aus Backstein gemauertes Grabgewölbe befindet, woraufhin man zugunsten der Erhaltung des Gewölbes auf die Tieferlegung dieser Platten verzichtete. Schließlich wurden acht Grabplatten in Bereichen, die von den Besuchern stärker beansprucht werden, geringfügig tiefer gelegt und jeweils durch eine begehbare Glasplatte abgedeckt. Unter einer

solchen Glasplatte befindet sich nun auch die Grabplatte des etwa 1428 verstorbenen ersten Kaplans der Kapelle, Albrecht Heher, direkt vor dem Hochaltar im Chor (Abb. 9). Das Relief dieser Muschelkalkplatte, zu der die gotische Minuskel-schrift, das erhabene Kreuz und der eingravierte Kelch gehören, wird so vor Abrieb geschützt und damit lesbar erhalten.

### Konservierung der Ausstattung 2010/11

Das Konzept für die Konservierung der Ausstattung erarbeitete das Fachgebiet Restaurierung des Landesamts für Denkmalpflege in diesem besonderen Falle in Form von Leistungsverzeichnissen zur Weitergabe an die Fachrestauratoren. Die Arbeiten an der Ausstattung wurden dann – mit Ausnahme der am Riemenschneider-Altar – an freie Restauratoren vergeben.

Schon einige Jahre zuvor waren die Seitenaltaraufsätze von einer Studentin an der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, genauer am Institut für Technologie der Malerei, im Rahmen einer vom Landesamt für Denkmalpflege angeregten Diplomarbeit genauer untersucht und konserviert worden. Dabei konnte der Anteil des Werks von Mühlholzer genauer bestimmt werden. Bei der aktuellen Maßnahme genügte es, die Seitenaltäre zu kontrollieren und an wenigen Stellen restauratorisch nachzubehandeln.



9 Grabplatte des 1428 verstorbenen ersten Kaplans der Kapelle, Albrecht Heher, im Chor mit schützender Glasplatte, 2012.

Schon im Jahr 2002 war der Riemenschneidersche Marienaltarretabel durch Fachrestauratoren des Referats Restaurierung gereinigt worden. Dicke Staubbeläge hatten sich nämlich im Laufe der Jahre auf Oberflächen und Gesprenge abgelagert und so dem Altaraufsatz ein gespenstisches Erscheinungsbild verliehen. Schon bei der damaligen Reinigung erkannten die Fachleute den guten Erhaltungszustand des Altaraufsatzes. Sie gewannen aber auch genauere Einblicke in Reparaturen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die durch Signaturen und Inschriften deklariert sind, und in die Holzschutz- und Ergänzungsmaßnahme von 1953. Bei der aktuellen Aktion übernahmen auch wieder die Fachleute der Landesdenkmalpflege die Behandlung des Marienaltars, die sich auf eine Reinigung mittels Staubsauger und weicher Pinsel beschränkte.

Die freien Restauratoren, denen der Hochaltar anvertraut war, befreiten ihn von seiner starken Oberflächenverschmutzung und sicherten gelockerte Fassungsartikel.

Weil vorausgegangene Klimamessungen ergeben hatten, dass der Kirchenraum bisher hohen Schwankungen der relativen Luftfeuchte ausgesetzt war, ist aus konservatorischen Gründen eine gesteuerte Klimatisierung nebst Windfang eingebaut worden. Für Zu- und Abluft werden vorhandene Öffnungen in Sakristei- und Chorgewölbe genutzt. Gesteuert wird die Lüftung durch äußere sowie innere Klimafühler und unterstützt durch einen Ventilator über der Sakristei. Somit waren im Kirchenraum keine sichtbaren technischen Einbauten und keine Substanzeingriffe erforderlich. Die Klimadaten werden zudem kontinuierlich aufgezeichnet und zeitgenau im Internet abgelegt, die Daten kontrolliert, um bei Abweichungen entgegensteuern zu können. Diese zusätzliche Technik trägt wesentlich zur Schonung der Ausstattung, insbesondere der wertvollen Altäre, bei.

10 Wandbild des Christophorus mit Jesuskind und Stiftern, 2012.





## Kirchhof- und Friedhofsmauer sowie Touristenkiosk

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts diente nur der ursprüngliche Kirchhof als Friedhof. In die alte Kirchhofsmauer war damals noch ein Mesnerhaus, nach alten Ansichten ein wohl mittelalterliches Fachwerkhaus, eingebunden. Bei der Erweiterung des Friedhofs wurde es abgebrochen und ein auf dem Lageplan von 1881 „Totengräberwohnung“ genanntes Haus an einer Ecke des nun weiter nach Norden ausgreifenden Friedhofs gebaut (Abb. 14). Bei dem heute so genannten Mesnerhaus handelt es sich um dieses Gebäude, das später erweitert und im Erdgeschoss – wohl um 1960 – zu einem öffentlichen WC umgebaut wurde (Abb. 13).

Im Zusammenhang mit der jüngsten Instandsetzungsmaßnahme erfuhr auch die Kirchhof- und Friedhofsmauer, die zugleich Böschungsmauer gegen die Landesstraße ist, eine Instandsetzung (Abb. 1). Dieses geschah zum Teil durch Rückvernadelung im Erdreich, im Gesamten durch eine Verbandelung mit Trasskalkmörtel.

Auch schadhafte wertvolle Grabmäler an der Kirche und auf dem Friedhof, die aus dem 15. bis in das ausgehende 19. Jahrhundert stammen, wurden behandelt, zum Teil durch Kompressen von Schadsalzen befreit, zum Teil zur besseren Entfeuchtung auf ein Schotterbett gestellt und – wo erforderlich – weitergehend konserviert. Zu den so behandelten Grabmälern gehören auch die beiden

ältesten, nämlich die der Ortsherren von Hohenlohe-Brauneck.

Ziel der Denkmalpflege und der Förderer war und ist auch, dass der restaurierte Innenraum wieder weitgehend ungestört erlebbar wird und der dort 2002 eingebaute Kiosk ersatzlos entfällt. Statt dessen soll mittelfristig ein separater Pavillon bei der Kirche entstehen oder der in der Nordwestecke der Kirchhofsmauer seit 1963 stehende Kiosk erneuert werden. Im Sommer 2009 stellte das mit der Restaurierung der Kirche beauftragte Architekturbüro auch Überlegungen für einen größeren Touristenpavillon an. Da das Mesnerhaus, das zwar im Bereich der denkmalgeschützten Sachgesamtheit steht, nach den Eingriffen im Erdgeschoss selber aber keine Denkmaleigenschaft hat, stellte die Denkmalpflege im Interesse eines solchen Pavillons dieses Haus zur Disposition.

Doch die Mehrzahl der Creglinger mochte das vertraute Mesnerhaus neben der Herrgottskirche nicht verlieren. So formierte sich, nachdem die Überlegung über einen Abbruch des Hauses publik wurde, eine Bürgerinitiative „Pro Mesnerhaus Creglingen“. Diese Initiative organisierte im September 2009 einen Bürgerentscheid, bei dem sich die Mehrheit der Creglinger Bevölkerung für die Erhaltung des Häuschens und gegen den geplanten Touristenpavillon an dieser Stelle ausgesprochen hat. Daraufhin verwarf die Kirchengemeinde die bisherigen Pläne. Eine Lösung für den Touristenpavillon steht allerdings noch aus.

11 *Marienaltar von Tilman Riemenschneider in der Herrgottskirche, 2012.*

12 *Chor der Herrgottskirche mit Hochaltar, 2012.*



## Ausblick

Die Herrgottskirche, ihre Raumschale und Ausstattung, die Friedhofsmauer und die Grabsteine wurden sorgfältig konserviert oder instand gesetzt. Das tradierte Erscheinungsbild blieb dabei bewahrt. Zusätzlich wurde für eine Klimasteuerung gesorgt, die der langfristigen Erhaltung der Ausstattung dient. Damit sind Umfeld und Gebäudehülle so restauriert, dass der Bestand der Herrgottskirche und ihrer ebenso wertvollen Ausstattung langfristig gesichert ist.

Alle Maßnahmen an Herrgottskirche, an ihrer Ausstattung, an Friedhofsmauer und Grabsteinen dokumentierten die am Projekt tätigen Restauratoren und Fachhandwerker durch Text, Foto und Zeichnungen beziehungsweise Kartierungen. Dank dieser Dokumentationen werden bei der nächsten wohl erst in der kommenden Generation notwendigen Instandsetzung die Grundlagen dafür einfacher zu ermitteln und zu erstellen sein.

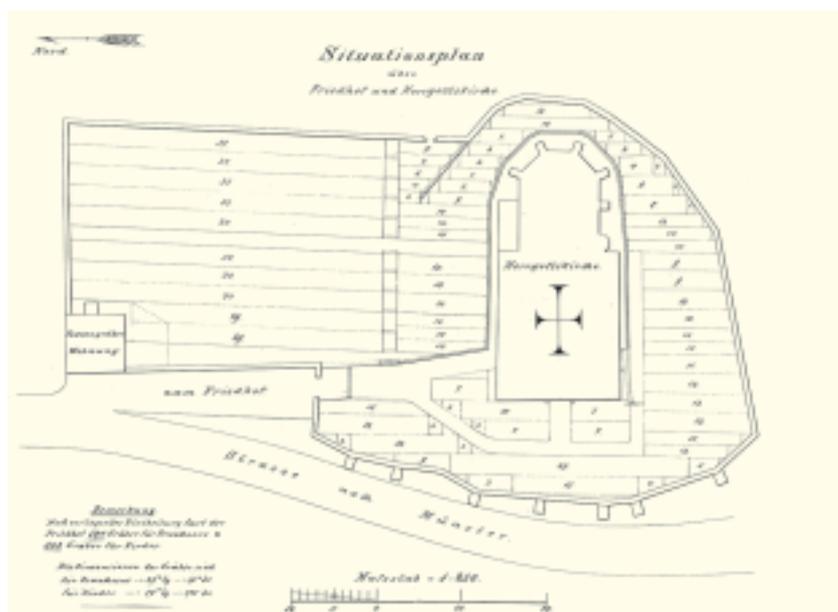
Ein Desiderat geblieben ist die Restaurierung und Archivierung der in Pfarr- und Stadtarchiv lagern den etwa 350 Glasplatten mit fotografischen Aufnahmen der Kirche und ihrer Ausstattung aus der Zeit zwischen 1930 und 1975. Es bleibt zu hoffen, dass dieser für Kunsthistoriker und Denkmalpfleger kostbare Bestand bald inventarisiert, restauriert und damit auch gerettet wird.

## Literatur und Quellen

Anne Kaiser (Rothkegel Glas GmbH): Dokumentation der Konservierung des mittelalterlichen Glasmalereibestandes in der Herrgottskirche Creglingen, Würzburg 2011 (unveröffentlicht).

Karl-Heinz Petzold: Wandmalerei „Christophorus“. Bericht zur restauratorischen Bearbeitung, Tübingen 2011 (unveröffentlicht).

14 Creglingen, geosteter Lageplan von Herrgottskirche und Friedhof aus dem Jahr 1881, Archiv der Stadt Creglingen.



Steffen Bückner: Creglingen, ev. Herrgottskirche. Bestandsuntersuchung zu Putz- und Fassungsauflauf im Kircheninneren, Stuttgart 2010 (unveröffentlicht).

Julia Feldtkeller/Fabian Schorer: Creglingen, Herrgottskirche, Südwand des Chors, Wandmalerei „Christophorus“, Tübingen/Kusterdingen 2010 (unveröffentlicht).

Sabine Hofmeister/Caroline Walther: Bericht zur Konservierung und Restaurierung des Hochaltars, Stuttgart 2010 (unveröffentlicht).

Strebewerk (Schöbel/Riegler/Läpple) und Roland Vorherr: historische Grabsteine und Epitaphien. Schadens- und Maßnahmenkartierung, Maßnahmenbeschreibung, Creglingen/Stuttgart 2009/10 (unveröffentlicht).

Strebewerk: Creglingen. Herrgottskirche, Natursteinfassaden. Schadensanalyse und Vorschläge zur Instandsetzung, Maßnahmenkartierung, Stuttgart 2009 (unveröffentlicht).

Sophie Richter: Technologische Untersuchung und Bestandsaufnahme der beiden Seitenaltäre von Jakob Mühlholzer in der Herrgottskirche zu Creglingen, Diplomarbeit an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart 2006 (unveröffentlicht).

Die Inschriften des ehemaligen Landkreises Mergentheim, gesammelt und bearbeitet von Harald Drös, 54. Band von „Die Deutschen Inschriften“, Wiesbaden 2002, S. XX f, 42 f; Tafel CXXVII.

Justus Bier: Tilmann Riemenschneider. Die reifen Werke, Augsburg 1930, S. 56 ff;

Anton Weber: Leben und Wirken des Bildhauers Dill Riemenschneider, Würzburg/Wien (2. Auflage) 1888, S. 61 ff.

Ottmar F. H. Schönhuth: Creglingen und seine Umgebungen, Mergentheim 1846, S. 41 ff.

Architekt Robert Vix und Kollege Jochen Ansel, FG Restaurierung, gilt Dank für ihre Zuarbeit.

## Praktischer Hinweis

Informationen zu Besuchsmöglichkeiten und Öffnungszeiten finden Sie unter [www.lucakilkenny.com](http://www.lucakilkenny.com)

**Dr. Judith Breuer**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege

# Württemberg – ein frühes Zentrum europäischer Romanzement-Produktion

## Über ein außergewöhnlich vielseitiges Bindemittel

*Mehrere günstige Umstände führten dazu, dass westlich von Ulm Mitte des 19. Jahrhunderts eine industrielle Produktion von Romanzement entstand, die weit über Süddeutschland hinaus Bedeutung erlangte. Grundlage dafür waren die Mergelrohstoffe der Schwäbischen Alb, aber auch die Wasserkraft von Blau und Ach, die Vorkommen von Torf als Brennmaterial und die ab Ulm schiffbare Donau. Diese natürlichen Ressourcen sollten jedoch erst von Gustav Ernst Leube, einem Apotheker aus Ulm, erschlossen werden, der in seiner Doktorarbeit die Gesteine der Gegend um Ulm untersuchte und sie auch auf ihre wirtschaftliche Verwendbarkeit hin überprüfte. Mit unternehmerischem Fleiß legte er 1838 den Grundstein für die industrielle Produktion von Romanzement im Blautal. Große Mengen wurden in Süddeutschland, der Schweiz und Österreich verbaut. Vor allem die sich entwickelnde Eisenbahn und der Bau der Bundesfestung Ulm führten zu einer rasanten Expansion dieses neuen Industriezweigs, ebenso trug der schon 1843 einsetzende Export nach Wien zum guten Ruf des „Leube’schen Cements“ bei. Mit mikroskopischen Methoden lassen sich die Zemente, ihre Rohstoffe und Brennbedingungen charakterisieren. Dabei werden Dünnschliffe und Anschliffe der Mörtel mit dem Polarisationsmikroskop und Rasterelektronenmikroskop untersucht.*

Thomas Köberle

### Erfindung und Verarbeitung des Romanzements

James Parker meldete 1796 ein hydraulisches Bindemittel in England zum Patent an, das im Laufe der kommenden Jahre als Romanzement bekannt wurde. Der Name sollte an die dauerhaften römischen Mörtel erinnern. Im Unterschied zu dem bis dahin üblichen Kalk, der aus möglichst reinem Kalkstein gebrannt und gelöscht wurde, wird Romanzement aus Mergel hergestellt. Mergel ist ein mit Ton und feinstem Quarz „verunreinigter“ Kalkstein, der normalerweise von den Kalkbrennern ausgelesen und verworfen wurde. Dieser Mergel wird bei Temperaturen von 800 bis 1000 °C zu Klinker gebrannt und dann vermahlen. Mit Wasser angemacht, erhärtet dieses feine Pulver innerhalb kürzester Zeit und erreicht weit höhere Festigkeiten als reiner Kalkmörtel. Anders als die ebenfalls aus tonhaltigen Kalksteinen gebrannten hydraulischen Kalke, die zeitgleich auf dem Markt waren, verfügen Romanzemente über praktisch keinen freien Kalk und können daher nicht gelöscht werden.

Von England aus wurde Romanzement zunächst in Fässern über eine Agentur in Hamburg auch auf das Festland verschifft und stieß dort auf großes Interesse.

König Wilhelm I. von Württemberg beauftragte in den 1820er Jahren seinen Industriespion Friedrich Schmidt, das Geheimnis des „römischen Kitts“ zu ergründen, was diesem auch gelang. In einem umfangreichen Briefwechsel mit dem König bestätigte er, dass die Rohstoffe für die Produktion von Romanzement in Württemberg zu finden sein sollten und dass sich daraus ein neuer fruchtbarer Gewerbebezweig erschließen ließe.

Erste Versuche, in Württemberg Romanzement zu brennen, sind vom Ziegeleibesitzer Geysel aus Tuttlingen überliefert, der 1830 bis 1832 mit der Produktion begann. Auch der Maurer Johann Daniel Weil aus Gerhausen im Blautal unternahm ab 1834 Versuche. Beide brannten im bescheidenen Maßstab, hauptsächlich für den eigenen Bedarf und zum Verkauf in die nähere Umgebung.

1838 fing der Apotheker Gustav Ernst Leube mit ersten Brennversuchen in seiner Apotheke an. Ein





1 Bahnwärterhaus in Betonbauweise.

## Glossar

### Anschliff/Dünnschliff

In der Materialwissenschaft und Geologie werden Proben zur mikroskopischen Begutachtung als A. oder D. präpariert. Beim A. wird lediglich eine polierte Oberfläche erzeugt, die dann auflichtmikroskopisch untersucht wird. Beim D. wird ein 30 µm dickes Präparat angefertigt und mit Licht durchstrahlt. Das Licht verändert in materialcharakteristischer Weise seine Farben beim Durchgang durch Mineralien. Diese Veränderungen lassen sich zur Bestimmung von Mineralien nutzen.

### Klinker

Durch Hitzeeinwirkung entstehen aus Kalk und Silikaten so genannte Klinker. Es finden ähnliche Vorgänge statt wie beim Brand von Keramik. K. sind hart und werden anschließend zu feinem Pulver vermahlen, das mit Wasser angemacht erhärtet. In den K. kommen die typischen in Zementmineralogie beschriebenen Minerale oder Phasen vor.

2 Schalbrettabdrücke an der Oberfläche des rötlichen Romanzements.

Jahr später erfolgte dann der erste größere Brand in einem Kalkofen. Leube war somit der Erste, der Romanzement aus gewerblichem Interesse brannte und diesen dann weiterverkaufte. Er kann zu Recht als der Pionier der württembergischen Zementproduktion gelten.

Noch im ersten Jahr der Produktion wurde Romanzement zu Ausbesserungsarbeiten am Ulmer Münster verwendet. Außerdem ließ Leube einen Betonbelag als Trottoir vor seiner Kronen-Apotheke in Ulm bauen. Dieser bewährte sich, und aus diesem Grund wurde 1840 ein Betonestrich im Ulmer Münster eingebaut, der von König Wilhelm I. besichtigt und gelobt wurde. Er blieb bis in die 1890er Jahre bestehen und wurde dann durch einen Natursteinbelag ersetzt.

Weitere große Lieferungen gingen in der Anfangszeit nach Altshausen zum Bau einer Zuckerfabrik und nach Augsburg zum Bau einer mechanischen Spinnerei und Weberei für Baumwolle.

Die bedeutendsten Abnehmer in der Folgezeit wurden jedoch die Eisenbahn und die Bundesfestung Ulm. Bevor auf diese beiden großen Bauprojekte näher eingegangen wird, soll nicht unerwähnt bleiben, dass Leube im Blau-, Ach-, und Schmiechtal nicht der Einzige blieb, der Romanzement produzierte. Zahlreiche Unternehmer versuchten ihr Glück. 1847 beispielsweise begann Eduard Schwenk in Gerhausen und später in Allmendingen mit der Produktion – die einzige Fabrik aus der Anfangszeit, die immer noch unter ihrem ursprünglichen Namen im Blautal besteht. Insgesamt waren es über 15 Unternehmer, die sich um Rohstoffe, Wasserkraft und den Absatzmarkt Konkurrenz machten. Walter Kneer spricht in seinem 2011 erschienenen Buch deshalb auch vom „Eldorado der Zementindustrie“.

## Eisenbahn

Mit dem Eisenbahnbau wurde in Württemberg relativ spät, nämlich 1844 begonnen. Schon für den ersten Tunnel der Württembergischen Zentralbahn, den 1844 bis 1846 gebauten Rosenstein-

tunnel zwischen Stuttgart und Cannstatt, wurde Leubes Romanzement verwendet. In der Folgezeit wurde er außerdem für Brücken, Bahnhöfe und Betonschwellen eingesetzt. Eine Besonderheit stellt der Bau von Bahnwärterhäusern in reiner Betonbauweise dar. 1865 wurde die Donaubahn über das Blautal von Ulm nach Sigmaringen weitergeführt. Der damalige Bauinspektor Joseph Schlierholz experimentierte mit einer Bauweise, die als Stampflehm- oder Kalk-Pisé-Bau bereits bekannt war. Er ersetzte aber die traditionellen Baustoffe durch Roman- und auch Portlandzement. Ziel war es, kostengünstige Gebäude zu errichten, die durch das Fehlen von Holz absolut feuersicher sein sollten (Abb. 1). Deshalb wurde auch das Dach vollständig aus Gussbeton hergestellt, ein bis dahin nur in wenigen Bauten angewandtes Verfahren. Zunächst wurden drei Gebäude in der Gegend um Blaubeuren errichtet. Eines aus Romanzement, eines aus Portlandzement und ein drittes aus einer Mischung aus 75 Prozent Roman- und 25 Prozent Portlandzement. 1867 wurden die drei Bahnwärterhäuser mit einer Grundfläche von etwa 6 m × 8 m begonnen. Die Bauzeit betrug 3,5 bis 4 Wochen. 1870 beschrieb Joseph Schlierholz in einer Rückschau die Bautechnik und wie die Gebäude die bisherigen Einflüsse von Klima und Erschütterungen durch die Bahn überstanden hatten. Alle drei waren noch gut erhalten, lediglich die spitzbogig gewölbten Dächer erwiesen sich als Schwachstelle. Sie mussten schon bald mit Schiefer bedeckt werden. In den Aufzeichnungen lassen sich übrigens keine Hinweise auf Armierungen aus Eisen finden.

Es wurden noch weitere Bahnwärterhäuser in Betonbauweise errichtet. Im Blautal konnten durch den Verfasser zwei aufgefunden werden, die trotz Umbauten in Grundzügen der damaligen Planung entsprechen. Die ursprüngliche Materialsichtigkeit im rötlich, hellbraunen Farbton ist gut zu erkennen. Unter dem Deckputz sind an Fehlstellen auch noch die Schalbrettabdrücke zu sehen (Abb. 2). Wie erwähnt, waren dies nicht die ersten Betonhäuser, vor allem in England und Frankreich wurde damit vereinzelt schon länger experimentiert. Ungewöhnlich war aber in Württemberg die Ver-





wendung von Roman- und Portlandzement, die Errichtung des Daches in Betonbauweise und vor allem die Anzahl der in diesem Material erstellten Bauten. Bis zur Veröffentlichung von Schlierholz 1870 waren bereits zehn Gebäude in den unterschiedlichsten Mischungen und Verfahren erbaut. Somit konnte man in Württemberg im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts schon auf eine größere Erfahrung im Betonbau zurückgreifen.

### Die Bundesfestung Ulm

Der Bau der Bundesfestung 1842 bis 1859 war für die Zementindustrie im Blautal wiederum ein großer Glücksfall. Diese für 100 000 Soldaten geplante Anlage erforderte enorme Mengen an Baumaterial. Leube gelang es schon frühzeitig, die Baumeister für sein neuartiges Bindemittel zu interessieren. Bisher ist nicht bekannt, welche Mengen an Romanzement für welche Einsatzgebiete Verwendung fanden. Erste Untersuchungen durch den Verfas-

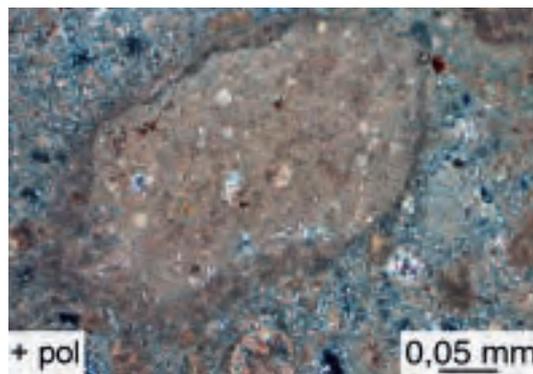
ser im Fort Oberer Kuhberg (Abb. 3) deuten jedoch darauf hin, dass Romanzement nicht für den gesamten Bau eingesetzt wurde – dies hätten Leube und die folgenden Produzenten im Blautal trotz Tag- und Nachtschichten auch nicht leisten können –, sondern dass er gezielt für besondere Bauanforderungen verwendet wurde.

So konnte Romanzement als Mauermörtel für Schießscharten und Wölbungen aus Ziegelstein nachgewiesen werden (Abb. 4). Ebenso war die ursprüngliche Verfugung der Kalksteinquader mit eingetiefter, schwarz angelegter Fugenlinie aus Romanzement gefertigt (Abb. 5).

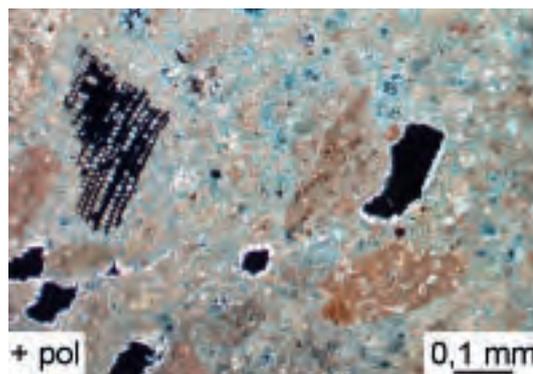
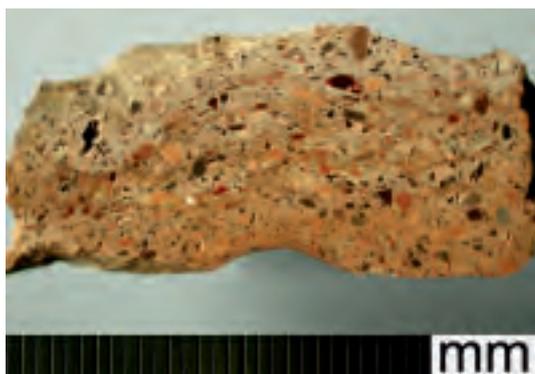
Im Anschluss erkennt man die rötlich-braune Farbe und das typische Gefüge des Romanzements (Abb. 6). Romanzementklinker wurden für heutige Verhältnisse sehr grob gemahlen und ohne Zuschläge verarbeitet. Das heißt, die verbleibenden größeren Klinkerkörner dienen auch als Stützkorn im Gefüge. Der Fugmörtel ist sehr stabil und auch in größeren Bereichen noch erhalten.

3 Bundesfestung Ulm, Luftbild des Forts Oberer Kuhberg.

4 Bundesfestung Ulm, Redit des Forts Oberer Kuhberg.



5 Bundesfestung Ulm, bauzeitlicher Fugenmörtel aus Romanzement mit eingetieftem, schwarz angelegtem Fugenstrich.



6 Anschlag des bauzeitlichen Fugenmörtels aus Romanzement.

7 Klinkerkorn mit Mergelrelikten im Dünnschliff (Polarisationsmikroskop).

8 Holzkohlepartikel aus Nadelholz als Relikt der Befeuerng (Polarisationsmikroskop).



9 Bundesfestung Ulm, Erweiterung von 1879 im Fort Oberer Kuhberg.

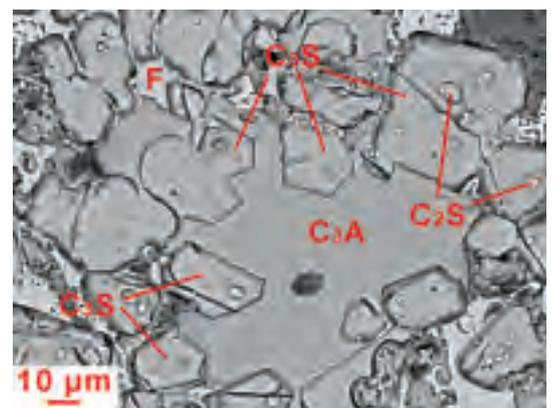
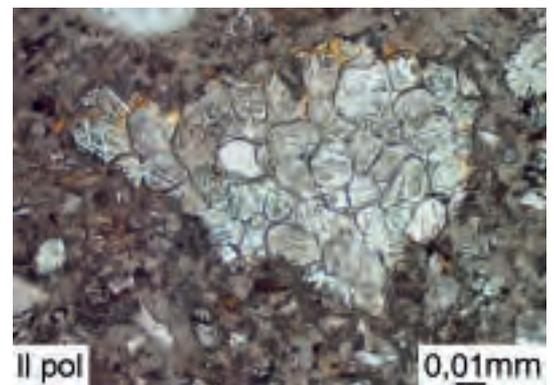
Im Dünnschliff (Abb. 7) sind ebenfalls die Klinker in der Matrix erkennbar. Man erkennt oftmals Relikte vom ehemaligen Mergelgefüge. Sie erscheinen nicht homogen kristallin (vgl. Abb. 10 der folgenden frühen Portlandzemente). Es handelt sich um typische Niederbrandklinker, die in einem Temperaturbereich zwischen 700 und 800 °C gebrannt wurden. Im folgenden Bild erkennt man Reste des Brennmaterials (Abb. 8). Der schwarze Partikel ist ein Stück Holzkohle, das beim Brennen aus dem Feuerholz entstanden ist und mit dem Klinker vermahlen wurde. Alleine mit Holzfeuerung, in diesem Fall ein Nadelholz, ist es kaum möglich, in einem Schachtofen die nötige Temperatur für die Bildung gut kristalliner Klinker zu erzeugen. Deshalb experimentierte Leube auch schon früh mit Torf und Braunkohlen.

Durch fortlaufende Umbaumaßnahmen entwickelte sich die Bundesfestung auch nach der eigentlichen Bauzeit weiter. Und immer wurden dabei die aktuell zur Verfügung stehenden Materialien eingesetzt. Die Bundesfestung ist somit auch als besonderes Zeugnis der technischen Entwicklung der Baustoffe zu sehen. In den Erweiterungen von 1879 (Abb. 9) wurde ein früher Portlandzement verwendet. Dieser zeichnet sich durch besonders schön entwickelte, große, kreuzgestreifte Belite aus (Abb. 10), aber auch ein hoher Alitanteil ist als Beleg für einen Portlandzement im Rasterelektronenmikroskop nachweisbar (Abb. 11). In den teilweise sechseckigen Aliten ( $C_3S$ ) sind runde Belite ( $C_2S$ ) als gepanzerte Relikte zu sehen. Diese konnten nicht mehr zu Alit reagieren, der Nachschub an

Calcium war durch das umgebende Alit abgeschnitten. Der grob kristalline Aluminatanteil ( $C_3A$ ) deutet auf eine langsame Kühltemperatur der Klinker und eine schnelle Frühfestigkeit des Mörtels. Die Bildung von Alit und somit Portlandzement wurde erst durch höhere Temperaturen möglich. Diese konnten nur durch die Umstellung von Holz- beziehungsweise Torf- auf Koksbrand erreicht werden.

10 Klinkerpartikel mit runden kreuzgestreiften Beliten (Polarisationsmikroskop).

11 Klinkerpartikel mit idiomorphen sechseckigen Aliten ( $C_3S$ ) und gepanzerten runden Belitrelikten ( $C_2S$ ). Die Alite sind in eine aluminium- bzw. eisenreiche Schmelzphase eingebettet ( $C_3A/F$ ) (Rasterelektronenmikroskop).



## Fazit

Romanzement wurde in den Tälern der Blau, Ach und Schmiech seit 1839 in immer größerem Ausmaß hergestellt und bis weit über die Landesgrenzen exportiert. Die Produktion verringerte sich erst langsam mit dem Aufkommen des Portlandzementes in den 1870er Jahren. Für über 30 Jahre war es somit das Bindemittel für anspruchsvolle Bauvorhaben wie beispielsweise Brücken, Tunnel, Eisenbahn- und Festungsbauten. Aber auch zahlreiche andere Verwendungen wurden erprobt. Gegossene Figuren, Röhren, Wegeplatten, Zisternen, Bottiche und vieles mehr wurde aus diesem dauerhaften Material hergestellt. Daneben wurde beispielsweise der Kanalbau in Ulm ab 1870 mit dem Baubeginn der Ulmer Neustadt vollständig auf Betonbauweise in Romanzement umgestellt – zu einer Zeit, als in Berlin gerade damit begonnen wurde, überhaupt eine Kanalisation zu erbauen. Dass er auch als Anstrich auf Holz gegen Feuer und Hausschwammbefall Verwendung fand, ist ebenso wie die vorher genannten Beispiele dem umtriebigen Geist von Gustav Leube zu verdanken, der zeitlebens neue Einsatzmöglichkeiten für Romanzement suchte.

An der rötlich-braunen Färbung und der hohen Festigkeit ist er zu erkennen, teilweise ist er mit Terakotta zu verwechseln. Mit mikroskopischen Methoden lässt sich das Material sicher identifizieren, wobei Brennbedingungen, Rohstoffe und Verarbeitungsmerkmale abgeleitet werden können. Da sich die Zemente ständig weiterentwickelten, sind die frühen Bahnbauten, die Bundesfestung Ulm und andere Bauwerke aus diesen Materialien auch von großer Bedeutung für das Verständnis der Technikgeschichte der hydraulischen Bindemittel. Durch die Untersuchung der Materialien und im Hinblick auf die lange Expositionszeit lassen sich positive wie negative Eigenschaften von Romanzement bestimmen. Als positiv kann oft der gute Erhaltungszustand des Materials und somit die Dauerhaftigkeit erkannt werden sowie das farblich harmonische Zusammenspiel mit Naturstein. Des Weiteren ist die hohe diffusionsoffene Kapillaraktivität und damit einhergehende Salzbeständigkeit zu erwähnen. Als störend wird teilweise ein lediglich optisch relevantes Rissssystem wahrgenommen, das bei Putzfassaden aufgrund der Verwendung von Romanzement ohne weiteren Zuschlag entstand. Die analysierten Parameter können im Rahmen des von der EU geförderten Forschungsprojektes ROCARE in die Nachstellung des Bindemittels einfließen. Somit steht heute wieder ein historisches Bindemittel zur Verfügung, das für annähernd 100 Jahre vom Markt verschwunden war. Wie in der Vergangenheit, beispielsweise am Freiburger und Ulmer Münster, kann Roman-

zement in Zukunft in der Denkmalpflege zu Restaurierungszwecken herangezogen werden.

## Danksagung

Diese Arbeit entstand im Rahmen des von der EU geförderten Forschungsprojektes ROCARE. Für weitere Informationen siehe: [www.rocare.eu](http://www.rocare.eu)  
Dem Projektleiter Prof. Johannes Weber danke ich für das stete Interesse und die Unterstützung bei dieser Arbeit. Ebenso wie ihm danke ich Dr. Farkas Pintér vom BDA Wien für die spannenden gemeinsamen Stunden am Mikroskop.  
Dem Geschäftsführer der Leube GmbH in Garteinau, Herrn Mag. Rudolf Zrost, danke ich für die Möglichkeit, das Tagebuch des Firmengründers auswerten zu dürfen. Dem Vorstand des Förderkreises Bundesfestung Ulm, Herrn Matthias Burger, danke ich für die gute Zusammenarbeit bei der Untersuchung der Festung Oberer Kuhberg.

## Literatur

Johannes Weber/Georg Hilbert: Romanzement – ein hydraulisches Bindemittel des 19. Jahrhunderts mit interessanten Zukunftsperspektiven für Mörtelanwendungen in der Restaurierung und im Bauwesen, in: Natursteinsanierung Stuttgart, 2012, hv. v. Patitz/Grassegger/Wölbert, Fraunhofer IRB-Verlag, Stuttgart 2012.  
Walter Kneer: ... bittet auf dem Gewand Galgenberg „Hitrauschen Kalkstein“ brechen zu dürfen ... – Geiselmann-Printkommunikation, Laupheim 2011.  
Hermann Trautwein: Dr. Ernst Gustav Leube, ein Pionier der deutschen Zementindustrie, in: Schwäbische Heimat, 2009, Heft 4, S. 470–475.  
Helmuth Albrecht: Kalk und Zement in Württemberg. Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb, hg. vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Mannheim 1991.  
Helmut Leube: Ein Pionier in der Zementindustrie. Gustav Ernst Leube (1808–1881), Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der philosophischen Fakultät der Universität Wien, Wien 1969.  
Joseph Schlierholz: Ueber Beton-Verwendung zu Hochbauzwecken, hauptsächlich zu ganzen Gebäuden, in: Allgemeine Bauzeitung Wien 1870, S. 260–265.  
Gustav Leube: Geognostische Beschreibung der Umgegend von Ulm mit besonderer Rücksicht auf das chemische Verhalten und die technische Anwendung ihrer Vorkommnisse (Beiträge zur Kunde der Jura- und Süßwasser-Kalk-, insbesondere der jüngsten Süßwasser-Kreide-Formation), Ulm 1839.

**Dipl. Geologe Thomas Köberle**

*Geologie – Denkmalpflege – Bauforschung  
Nordstraße 39  
01099 Dresden*

## Stampflehm- oder Kalk-Pisé-Bau

Bei beiden Verfahren wird eine zunächst plastische Masse in eine Schalung gestampft. Dort erhärtet diese, und die Schalung kann entfernt werden. Diese historischen Bauweisen, einmal mit dem Bindemittel Lehm und im anderen Fall mit dem Bindemittel Kalk, sind dem heutigen Betonbau vergleichbar. Lediglich das Bindemittel ist unterschiedlich.

## Zementmineralogie/ Alite/Belite

In Portlandzementen kommen hauptsächlich zwei Zementminerale vor. Im größeren Anteil Alit – ein Calciumsilikat mit einem Calcium-/Siliziumverhältnis von 3:1 – und Belit, ebenfalls ein Calciumsilikat mit einem Calcium-/Siliziumverhältnis von 2:1. Diese C<sub>3</sub>S bzw. C<sub>2</sub>S genannten Phasen lassen sich mikroskopisch durch ihre Form unterscheiden. In Romanzementen kommen kaum Alite vor, da dafür die Brenntemperaturen nicht ausreichend hoch waren.



# Denkmalschutz und Klimaschutz

## Das Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg (VGH) zur Photovoltaikanlage auf der Pfarrscheuer in Emeringen

*Die im Jahr 2011 getroffene Entscheidung des VGH zur Zulässigkeit einer Photovoltaikanlage auf dem Dach der Pfarrscheuer in Emeringen hatte eine breite öffentliche Diskussion zur Folge. Vielfach wurde die Entscheidung so interpretiert, dass nun derartige Anlagen auf Kulturdenkmälern allgemein zulässig wären. In der Stuttgarter Zeitung hieß es „Klimaschutz schlägt Denkmalschutz“, und die FAZ sah sogar eine „Religiosität des Solarstroms“. Bei diesen plakativen Überschriften wurde der Eindruck erweckt, dass dem Denkmalschutz durch die Entscheidung des VGH seine Grenzen aufgezeigt werden sollten. Mit dem vorliegenden Beitrag wird insbesondere untersucht, inwieweit dem Urteil über den Einzelfall hinaus Signalwirkung zukommt.*

Markus Breithaupt

### Um was geht es?

Die katholische Kirchengemeinde Emeringen hatte bei der Unteren Denkmalschutzbehörde des Alb-Donau-Kreises die denkmalschutzrechtliche Genehmigung zum Aufbau einer Photovoltaikanlage aus 96 Solarmodulen auf dem Dach der Pfarrscheuer beantragt (Abb. 2). Die etwa 8,50 m × 17,00 m große Dachhälfte wäre danach bis auf einen schmalen Rand flächig mit bläulich schimmernden Solarmodulen bedeckt gewesen. Alternativ hätten auch anthrazitfarbene Solarmodule verwendet werden können.

Die 1789 erbaute Pfarrscheuer befindet sich zusammen mit der Pfarrkirche St. Urban und dem Pfarrhaus in der Gemeinde Emeringen. Pfarrscheuer und Pfarrhaus stellen eine Sachgesamtheit dar, an deren Erhaltung aus heimatgeschichtlichen und wissenschaftlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Diese Sachgesamtheit ist ein Kulturdenkmal nach §2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg (DSchG). Pfarrhaus und Pfarrkirche wiederum gelten beide als gemäß §12 Abs.1 DSchG in das Denkmalschutzbuch eingetragene besonders geschützte Kulturdenkmale und genießen damit Umgebungsschutz.

Das Landratsamt Alb-Donau-Kreis lehnte auf Grundlage der Stellungnahme des Referates Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Tübingen die Erteilung der denkmalschutzrechtlichen Genehmigung ab, da die Belange des Denkmalschutzes an der Erhaltung des Erscheinungsbildes das Inter-

esse der Kirchengemeinde an der Energiegewinnung durch die Photovoltaikanlage überwiegen. Das Regierungspräsidium Tübingen, Referat Grenzüberschreitende Zusammenarbeit, Raumordnung, Baurecht und Denkmalschutz, hat den Widerspruch der Antragstellerin mit der Begründung zurückgewiesen, dass die Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes des Kirchenensembles auf der beherrschenden Höhe über der Ortschaft erheblich sei und die Interessen des Denkmalschutzes die Interessen der Kirchengemeinde an der Nutzung des Daches der Pfarrscheuer für die Photovoltaikanlage überwiegen.

Das Verwaltungsgericht Sigmaringen hielt diese Entscheidung für rechtmäßig, weil die Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes erheblich sei und höherrangiges Recht keine abweichende Entscheidung gebiete.

### Was sagt der VGH?

Der 1. Senat des VGH hat mit Urteil vom 01.09.2011, AZ.: 1 S 1070/11 (vgl. auch Verwaltungsblätter Baden-Württemberg 2012, S. 185 ff) das Urteil des VG Sigmaringen geändert, die Bescheide des Landratsamtes und des Regierungspräsidiums aufgehoben und das Landratsamt verpflichtet, über die Genehmigung unter Beachtung der Rechtsauffassung des Senats neu zu entscheiden. Wie in früheren Entscheidungen prüft der VGH zunächst die Rechtsgrundlage des §8 Abs. 1 Nr. 2 DSchG und bejaht das Vorliegen eines Kultur-



denkmals im Sinne des §2 DSchG. Es bestehe ein öffentliches Interesse am Erhalt dieses Kulturdenkmals aus heimatgeschichtlichen und wissenschaftlichen Gründen und auch eine Genehmigungspflicht für die Anlage, weil das Erscheinungsbild für den als Maßstab gedachten Durchschnittsbetrachter nachteilig verändert sei. Diese Genehmigung dürfe nur versagt werden, wenn die Beeinträchtigung des Erscheinungsbilds erheblich sei und höherrangiges Recht, insbesondere der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit, keine abweichende Entscheidung gebiete. Notwendig sei dabei eine kategorienadäquate Beurteilung. Dies bedeute, dass eine an der jeweiligen Schutzkategorie orientierte differenzierte Betrachtungsweise notwendig sei. So sei etwa bei einem aus künstlerischen Gründen geschützten Kulturdenkmal die umfassende und ungestörte Erhaltung der Identität der Substanz und des Erscheinungsbildes von entscheidender Bedeutung.

Der VGH weist darauf hin, dass bei den Schutzgründen der wissenschaftlichen und insbesondere der heimatgeschichtlichen Bedeutung die Schwelle zur belastenden Wirkung nicht so schnell erreicht werde, wenn es lediglich um den dokumentarischen Charakter des Kulturdenkmals gehe. In diesen Fällen könnten vergleichsweise stärkere Beeinträchtigungen hingenommen werden.

Für die Frage der Erheblichkeit der Beeinträchtigung in subjektiver Hinsicht stellt der VGH fest, dass sich das Empfinden des Durchschnittsbetrachters im Laufe der Zeit ändern könne und

Photovoltaikanlagen auf Dächern, gerade auch auf Scheunendächern im ländlichen Raum, mittlerweile zum normalen Erscheinungsbild gehörten und nicht mehr per se störend seien.

Auf dieser Grundlage sieht der VGH keine erhebliche Beeinträchtigung der Pfarrscheuer selbst und auch nicht der Sachgesamtheit Pfarrhaus/Pfarrscheuer, bejaht aber eine erhebliche Beeinträchtigung der besonders geschützten Kulturdenkmale Pfarrkirche und Pfarrhaus. Die Pfarrscheuer liege in der denkmalrechtlich relevanten Umgebung im Sinne des §15 Abs. 3 Satz 1 DSchG, in der die Photovoltaikanlage einen erheblich störenden Blickfang darstellen würde. Es liege eine deutlich wahrnehmbare nachteilige Beeinflussung des Erscheinungsbildes vor, die der Betrachter als belastend empfinde, da Pfarrkirche, Pfarrhaus und Pfarrscheuer in der exponierten Ortsrandlage ungestört wahrzunehmen seien.

Auch bei einer erheblichen Beeinträchtigung müsse über den Genehmigungsantrag nach pflichtgemäßem Ermessen entschieden werden. Dabei seien die Behörden von falschen Voraussetzungen ausgegangen, da sie von einer Beeinträchtigung des Ensembles Pfarrkirche, Pfarrhaus und Pfarrscheuer ausgegangen seien. Eine Sachgesamtheit Pfarrkirche/Pfarrhaus/Pfarrscheuer gebe es aber hier nicht, die Sachgesamtheit erstrecke sich nur auf das Pfarrhaus und die Pfarrscheuer.

Entscheidend sei hier die Schwere der Beeinträchtigung der besonders geschützten Kulturdenkmale Pfarrkirche und Pfarrhaus. Zu prüfen sei, ob

*1 Zehntscheuer, Kirche, Pfarrhaus und Pfarrscheuer (von links nach rechts) bilden auch heute noch das geistliche Zentrum am südwestlichen Ortsrand von Emeringen. Der Umgebungsbereich von Kirche und Pfarrhaus ist der einzige in Emeringen, der nicht von Photovoltaikanlagen überlagert ist.*



2 Die 1789 erbaute Pfarrscheuer weist trotz Veränderungen noch wesentliche Merkmale des Bautyps wie geschlossene Wandflächen und eine ruhige Dachfläche ohne Dachaufbauten sowie große Toröffnungen auf.

der für die beiden Einzeldenkmale Pfarrkirche und Pfarrhaus nach §15 Abs. 3 DSchG bestehende Umgebungsschutz durch die Errichtung der Photovoltaikanlage erheblich beeinträchtigt werde.

Das Landratsamt Alb-Donau-Kreis als Untere Denkmalschutzbehörde müsse daher eine erneute Ermessensentscheidung unter Beachtung der Rechtsauffassung des VGH treffen.

Für diese Entscheidung weist der VGH darauf hin, dass das öffentliche Interesse an der Erschließung erneuerbarer Energien mit dem ihm zukommenden Gewicht in die Abwägung einzustellen sein wird. Die Belange des Klimaschutzes seien im Grundgesetz und in der Landesverfassung verankert; dies bedeute, dass den Belangen des Denkmalschutzes auch bei einer erheblichen Beeinträchtigung nicht automatisch der Vorrang gegenüber den Belangen des Klimaschutzes gebühre. Beeinträchtigungen des äußeren Erscheinungsbildes eines Kulturdenkmals seien daher durch Photovoltaikanlagen im stärkerem Maße hinzunehmen als andere bauliche Veränderungen. Wirtschaftliche Interessen wie die erwarteten Gewinne aus der Stromeinspeisung seien dagegen von untergeordneter Bedeutung. Auch ergeben sich aus dem kirchlichen Selbstbestimmungsrecht und der Religionsfreiheit keine weitergehenden Anforderungen an die zu treffende Ermessensentscheidung, weil der Schutzbereich dieser Verfassungsbestimmungen hier nicht eröffnet sei.

### Wie geht es weiter?

Das Landratsamt Alb-Donau-Kreis hat mittlerweile mit der Entscheidung vom 30.01.2012 die Erteilung der denkmalschutzrechtlichen Genehmigung erneut abgelehnt. Es bejaht eine erhebliche Beein-

trächtigung der besonders geschützten Kulturdenkmale Pfarrkirche und Pfarrhaus mit einer ausführlichen Ermessensbegründung. Bei Berücksichtigung aller Belange ergebe sich ein eindeutiger Vorrang für den Denkmalschutz. Der Umgebungsbereich der Kulturdenkmale sei der einzige in Emeringen, der nicht von Photovoltaikanlagen überlagert sei. Die Photovoltaikanlage würde das die Gemeinde prägende Erscheinungsbild von Pfarrkirche und Pfarrhaus abwerten und den gesamten Umgebungsbereich erheblich beeinträchtigen (Abb. 1). Bei Berücksichtigung aller Belange ergebe sich hier – auch bei Berücksichtigung der verfassungsrechtlichen Verankerung des Klimaschutzes – ein Vorrang für die Belange des Denkmalschutzes. Gegen diese Entscheidung wurde Widerspruch eingelegt, über den derzeit noch nicht entschieden ist.

### Was bedeutet das allgemein?

Das Urteil des VGH macht deutlich, wie wichtig eine genaue Sachverhaltsermittlung und die darauf gestützte Ermessensentscheidung sind. Bei dieser Entscheidung sind alle Belange in die Abwägung einzustellen und zu gewichten; dabei ist insbesondere der Klimaschutz mit seiner verfassungsmäßigen Verankerung zu berücksichtigen. Die neue Entscheidung der Unteren Denkmalschutzbehörde zeigt, dass entgegen der ursprünglichen Wahrnehmung des Urteils im Rahmen der zu treffenden Ermessensentscheidung die Abwägung zu Lasten des Klimaschutzes und zu Gunsten des Denkmalschutzes ausgehen kann. Dies sollte dann unter Berücksichtigung der Rechtsprechung des VGH genau und ausführlich begründet werden. Vor allem gilt es zu beachten, dass auch bei erheblichen Beeinträchtigungen eines Kulturdenkmals die Genehmigung nicht automatisch versagt werden kann und stattdessen in einem zweiten Schritt in der Ermessensentscheidung alle Argumente für und gegen die Zulassung der Photovoltaikanlage gegenübergestellt werden müssen und erst dann im Einzelfall zu entscheiden ist.

Auch bei erheblichen Beeinträchtigungen von Kulturdenkmälern kann nicht automatisch von einem Vorrang des Denkmalschutzes ausgegangen werden. Allerdings gibt es ebenso wenig einen Vorrang des Klimaschutzes, da im Einzelfall die ebenfalls verfassungsrechtlich geschützten Belange des Denkmalschutzes überwiegen können.

**Markus Breithaupt**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 21 – Raumordnung, Baurecht,  
Denkmalschutz

# Die ersten Bauern zwischen Hegau und westlichem Bodensee

## Eine archäologische und vegetationsgeschichtliche Untersuchung zur Besiedlungsdynamik während der Jungsteinzeit

*Das Bild der jungsteinzeitlichen Besiedlung im Hegau und am Seeuferstreifen des westlichen Bodensees ist vom Gegensatz der Siedlungen auf mineralischen Böden einerseits und den Seeufersiedlungen andererseits geprägt. Im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts soll mit archäologischen und vegetationsgeschichtlichen Methoden ein detaillierter siedlungsgeschichtlicher Vergleich der beiden Naturräume während der Jungsteinzeit (ca. 5500–ca. 2000 v. Chr.) erarbeitet werden. Besonders interessant erscheint hierbei die Frage, ob die Feuchtbodenbesiedlung nur aufgrund der Erhaltungsbedingungen oder auch wirtschafts- und kulturgeschichtlich ein Sonderfall ist. Eine Überprüfung, inwieweit die Feuchtbodengebiete gleichzeitig mit den benachbarten Altsiedelgebieten oder alternierend besiedelt wurden, steht hierbei im Zentrum des Interesses.*

Jörg Bofinger/Jürgen Hald/Jutta Lechterbeck/Matthias Merkl/  
Manfred Rösch/Helmut Schlichtherle

### Intensive archäologische Forschungen im Hegau und am westlichen Bodensee

Die prähistorischen Feuchtbodensiedlungen rund um die Alpen üben aufgrund der besonderen Erhaltungsbedingungen für organisches Material seit ihrer Entdeckung Mitte des 19. Jahrhunderts eine ungebrochene Anziehungskraft aus. Neben faszinierenden Befunden und Aussagemöglich-

keiten zu den Stationen selbst haben diese Fundstellen auch eine herausragende Bedeutung für wirtschafts- und umweltarchäologische Forschungen. Mittels hoch auflösender, gut datierter Pollenprofile kann die Besiedlungsdynamik der Seeuferzonen und von deren Hinterland exakt nachgezeichnet werden.

In den vergangenen 30 Jahren wurde im südwestdeutschen Alpenvorland, insbesondere am west-

*1 Die fruchtbare Landschaft des Hegau ist geprägt von Vulkanen. Im Hintergrund ist die Alpenkette zu erkennen. Davor der Bodensee, an dessen Ufern zahlreiche Pfahlbaustationen liegen.*



2 Hilzingen, Flur „Fors-  
terbahnried“: Die dunklen  
Pfostenspuren im Boden  
lassen sehr gut die typi-  
schen bandkeramischen  
Hausgrundrisse erken-  
nen.

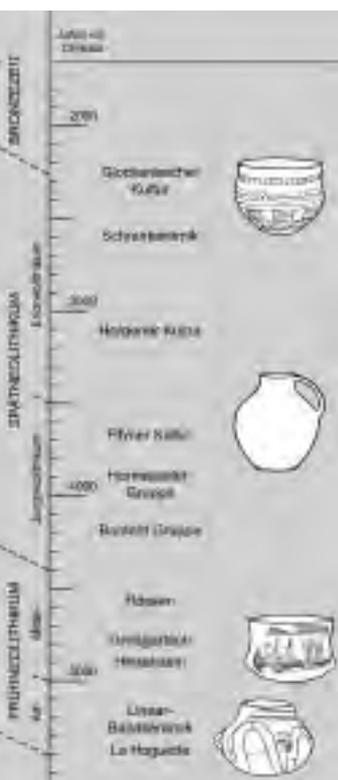
3 Ausgrabungen im  
Bereich der La-Hoguette-  
Fundstelle „Torkelweg“  
in Singen zu Füßen des  
mächtigen Vulkankegels  
des Hohentwiels.

## Glossar

### Glockenbecherkultur

Die glockenförmigen  
Becher wurden zwischen  
Portugal und Polen und  
von Sizilien bis Schottland  
während der zweiten  
Hälfte des 3. Jahrtausends  
v. Chr. benutzt. Siedlungen  
sind selten, stattdessen  
kennt man viele Gräber, in  
den Männer und Frauen  
unterschiedlich orientiert  
mit verschiedenen Beiga-  
ben bestattet wurden.

4 Chronologie-Tabelle  
von Hegau und westli-  
chem Bodenseeraum.



lichen Bodensee, im Rahmen mehrerer Forschungsprojekte, unter anderem in einem großen Schwerpunktprogramm der DFG mit dem Titel „Siedlungsarchäologie im Alpenvorland“, der Forschungsstand zur Archäologie und Vegetationsgeschichte der Region wesentlich verbessert. Daneben wurde das jungsteinzeitliche Fundbild im Hegau in den letzten Jahren durch die intensive Tätigkeit der Kreisarchäologie Konstanz und der Arbeitsstelle Hemmenhofen des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg verdichtet (Abb. 1). Hier war es vor allem Bodo Dieckmann, der Fundbergungen und Rettungsgrabungen auf den Weg gebracht und viele linearbandkeramische und mittelneolithische Siedlungen zutage gefördert hat. Insbesondere die Kooperation mit der Archäobotanik, Archäozoologie, Dendrochronologie und Bodenkunde hat für einige Fundstellen bedeutsame Ergebnisse geliefert. Eine wichtige Ergänzung hierzu konnte jüngst auch ein von der DFG gefördertes archäobotanisches Forschungsprojekt zur Vegetationsgeschichte im Bodenseegebiet und der dahinter stehenden Besiedlungs- und Landnutzungsgeschichte liefern.

So erlaubt eine außergewöhnlich gute Quellenbasis, den Besiedlungsgang in detaillierter Art und Weise nachzuzeichnen: Zum einen bietet die Zahl der bekannten Fundstellen in der Seeuferzone des westlichen Bodenseeraums und auf den mineralischen Böden im Hegau mit über 160 Fundstellen aus der Jungsteinzeit für siedlungshistorische Fragestellungen eine sehr gute Ausgangssituation. Zum anderen sind im Arbeitsgebiet alle jungsteinzeitlichen Stufen und Kulturgruppen von Siedlungsstellen der Linearbandkeramik (Mitte 6. Jahrtausend v. Chr.) bis hin zu endneolithischen schnurkeramischen Siedlungsstellen und glockenbecherzeitlichen Gräbern vom Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends durch aussagekräftiges Fundmaterial belegt (Abb. 4).

### Die ersten Bauern im Hegau

Die jungsteinzeitliche Besiedlungsgeschichte im Hegau beginnt bereits mit der frühesten bäuerlichen Kultur in Mitteleuropa, der so genannten Linearbandkeramik, benannt nach der charakteristischen Zierweise der Tonware, während der zweiten Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr. Die fruchtbaren Böden dieser Altsiedellandschaft und günstige klimatische Bedingungen boten für die ersten sesshaften Bauern die nötigen Voraussetzungen, um mehrere weilerartige Siedlungen im Umland des Hohentwiels anzulegen. Dafür und für die zugehörigen Ackerflächen wurden größere Rodungsinseln in die nacheiszeitlichen Urwälder geschlagen. In Hilzingen und nördlich von Singen wurden mehrere der typischen frühjungsteinzeit-



lichen Langhäuser ausgegraben, die etwa 5 bis 6 m breit waren und Längen von weit über 20 m erreichen konnten (Abb. 2).

Vor wenigen Jahren wurde La-Hoguette-Keramik in Singen „Torkelweg“ entdeckt, die in die zweite Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr. – also zeitgleich mit der Linearbandkeramik – datiert. Diese Keramik steht in engem Kontext zu den frühesten Bauern in Westeuropa und scheint auf Bevölkerungsgruppen hinzuweisen, die zwar schon die typischen jungsteinzeitlichen Errungenschaften wie Keramikerstellung und Tierhaltung kannten, aber womöglich noch nicht sesshaft als Hirtengruppen durch West- und Mitteleuropa zogen. Wie ihre Kontakte zu den linearbandkeramischen Bauern tatsächlich aussahen, ist derzeit noch nicht abschließend geklärt. Immer wieder werden jedoch kleinere Mengen der La-Hoguette-Keramik im Bereich frühneolithischer Siedlungen der Bandkeramik gefunden (Abb. 3).

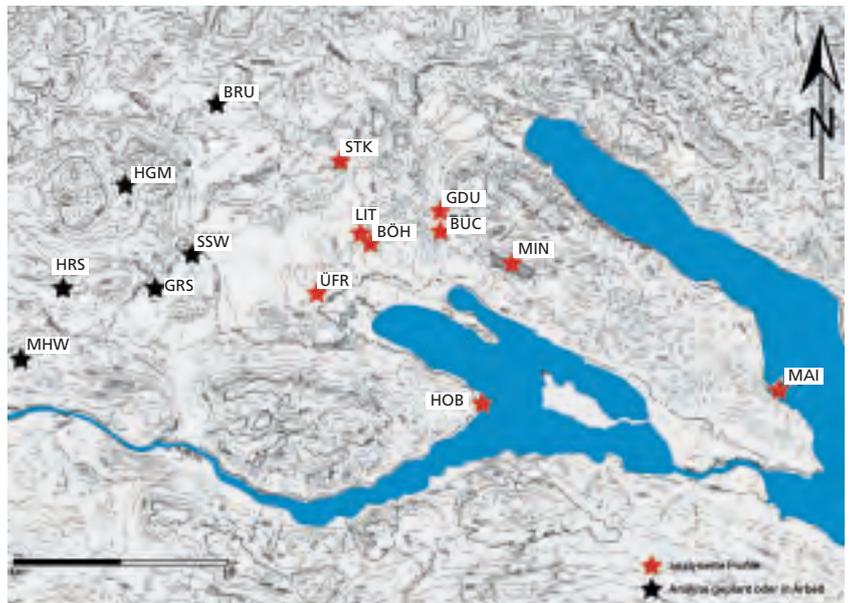
Während des so genannten Mittelneolithikums, zu dem in Südwestdeutschland die Kulturgruppen der „Stichbandkeramik“, die „Hinkelsteingruppe“, die „Großgartacher Gruppe“ und die „Rössener Kultur“ zählen, scheint sich im Hegau die Erschließung und Besiedlung der Landschaft deutlich intensiviert zu haben, wie die zahlreichen Fundstel-

len aus der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. belegen.

Die Landschaft dürfte weiterhin von kleineren Dorfanlagen mit Langhäusern geprägt gewesen sein, in deren unmittelbarem Umfeld auch die Ackerflächen zu suchen sind. Aus Binningen und Ehingen sind auch wenige Gräber dieser Zeit bei Ausgrabungen bekannt geworden, die uns wertvolle Hinweise auf das Totenritual geben.

Grundsätzlich waren für die Siedler des Mittelneolithikums mehr oder weniger dieselben Standortfaktoren wie während des Frühneolithikums ausschlaggebend für die Errichtung ihrer Dörfer. Erst im Laufe des Jungneolithikums, das heißt gegen Ende des 5. Jahrtausends, wurden entlang des Bodenseeufer neue Landstriche erschlossen und mit Unterbrechungen bis an das Ende der Jungsteinzeit um 2400 v. Chr. als Siedlungsgrund genutzt. Am westlichen Bodensee sind zahlreiche neolithische Ufersiedlungen der Hornstaader Gruppe, der Pfyner Kultur, der Horgener Kultur und der Schnurkeramik bekannt (Abb. 6).

Spätestens mit dem Ende der schnurkeramischen Dörfer endet auch die jungsteinzeitliche Besiedlung am Bodenseeufer um 2400 v. Chr. Für diese Zeit scheint hingegen im Hegau noch eine mehr oder weniger rege Siedlungsaktivität nachzuweisen zu sein, nach dem hier aus der Phase der Seeuferbesiedlungen eher weniger Fundstellen bekannt geworden sind. Nun sind es allerdings vor allem die Grabfunde, die als archäologische Quellen in Erscheinung treten. Neben dem bekannten Gräberfeld von Singen „Nordstadterrasse“, das am Übergang vom Endneolithikum zur Frühbronzezeit steht, kennen wir aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. mehrere Gräber der Schnurkeramischen Kultur und der Glockenbecherkultur, etwa aus Engen-Anselfingen oder Singen. Einmalig ist der Nachweis einer glockenbecherzeitlichen Siedlungsstelle in Form einer mit Kulturresten gefüllten Mulde in Engen-Welschingen, „Guuhaslen“.



### Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen

Abgesehen von der hervorragenden archäologischen Quellenlage bieten auch botanische Untersuchungen aus dem Hegau und vom Bodensee eine optimale Basis, die Besiedlungsdynamik in dieser Region zu erforschen. Aus dem 600 km<sup>2</sup> großen Gebiet (davon fast 150 km<sup>2</sup> Wasserfläche) liegen mittlerweile zehn hochauflösende, gut datierte Pollenprofile vor: Hornstaad, Durcheinbergried, Nussbaumer See, Feuenried, Steisslinger See, Mindelsee, Mainau, Buchensee, Böhlinger See und Litzelsee (Abb. 5). Die fünf letztgenannten entstanden jüngst im DFG-Projekt „Vegetationsgeschichtliche und archäobotanische Untersuchungen zur neolithischen und bronzezeitlichen Landnutzung am Bodensee“. Die Profile sind einigermaßen gleichmäßig über das Gebiet verteilt und decken auch den Übergang in den benachbarten Hegau ab.

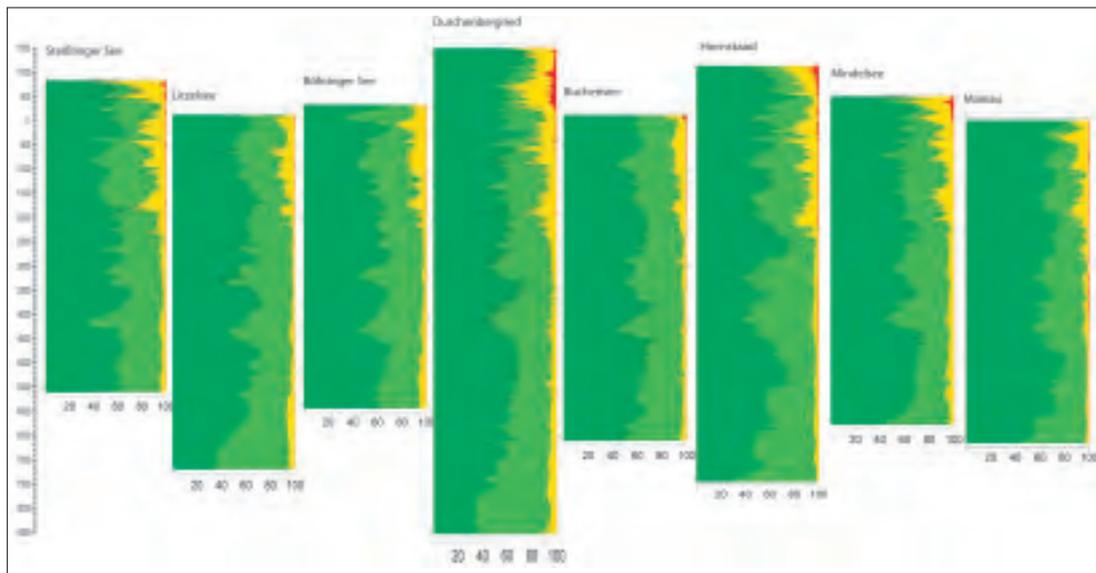
Die Auswertung der Pollenprofile hat gezeigt, dass am Bodenseeufer auch in Phasen, aus denen keine archäologischen Belege vorliegen, menschliche (Siedlungs-)Aktivitäten nachweisbar sind. Das heißt, archäologische Siedlungslücken können auf vegetationsgeschichtlicher Basis teilweise, aber nicht völlig geschlossen werden. So zeichnen sich schwache und schwer deutbare Landnutzungsspuren bereits im Alt- und Mittelneolithikum ab. Ob sie als Fernflug aus dem Hegau zu werten sind oder lokales Geschehen abbilden, ist unklar. Eine intensive Landnutzung am westlichen Bodensee setzte nach Ausweis der paläobotanischen Quellen aber spätestens um 4300 v. Chr. ein, rund drei Jahrhunderte früher als archäologisch fassbar. Zwischen 3600 und 3200 v. Chr. lässt die Landnutzung nach oder setzt 3500 bis 3400 v. Chr. möglicherweise ganz aus. Am Ende des Neolithikums wird

### 5 Hegau und westlicher Bodenseeraum mit Pollenprofilen

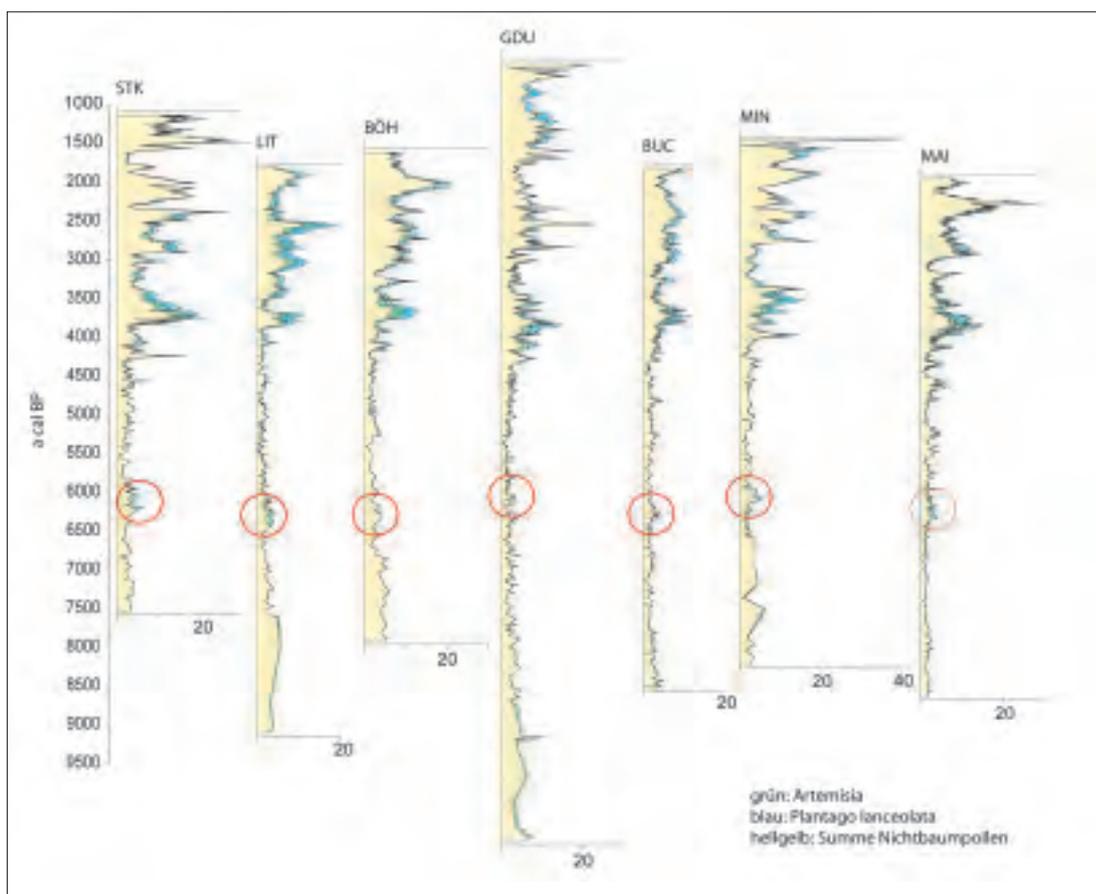
MAI: Mainau, Obere Güll,  
MIN: Mindelsee,  
HOB: Hornstaad,  
BUC: südöstlicher Buchensee,  
GDU: Durcheinbergried,  
BÖH: Böhlinger See,  
LIT: Litzelsee,  
STK: Steißlinger See,  
ÜFR: Feuenried,  
BRU: Bruckried,  
SSW: Seewadel,  
GRS: Grasseemoor,  
HGM: Moor bei Heiliggrab in der Flur Mark,  
HRS: Hardtseen,  
MHW: Morgetshofweiher.

6 Das Dorf Hornstaad-Hörnle IA von Südosten kurz vor dem Brand, mit maximaler Bebauungsdichte um 3910 v. Chr. Es wurden nur sichere und wahrscheinliche Hauspositionen in den ausgegrabenen Dorfteilen dargestellt. In den unausgegrabenen Bereichen sind weitere Gebäude anzunehmen. Auffallend sind die unterschiedlichen Orientierungen der Häuser.

7 Hauptdiagramme (Landpollensumme = 100%) der Pollenprofile im westlichen Bodenseegebiet, synchronisiert entlang absoluter Zeitachse. Dargestellt sind Bäume (dunkelgrün), Sträucher (hellgrün), Süßgräser und Kräuter (gelb), sowie Getreide (rot). Die landschaftsgeschichtlichen Prozesse sind erstaunlich gleichläufig. In der Jungsteinzeit sind Phasen mit stärkerer Landnutzung, z. B. 4300–3700 v. Chr. und 3400–2900 v. Chr. weniger durch Zunahme der Gräser und Kräuter als vielmehr durch Rückgang der Bäume bei starker Zunahme der Sträucher gekennzeichnet.



8 Nichtbaumpollen-summe (Süßgräser + Kräuter), Spitzwegerich und Beifuß in den Pollenprofilen des westlichen Bodenseeraumes (Prozentuale Darstellung, bezogen auf die Landpollensumme = 100%).



**Großgartacher Gruppe**  
Mittelneolithische Kulturgruppe mit Furchenstich- und Stempelmustern verzierter Keramik. Verbreitung überwiegend in Südwestdeutschland und dem Elsass und datiert etwa zwischen 4800 und 4600 v. Chr. Benannt nach einer großen Fundstelle bei Großgartach (Kr. Heilbronn).

**Hinkelstein-Kultur**  
Auf Südwestdeutschland konzentrierte mittelneolithische Kulturgruppe, die ins frühe 5. Jahrtausend v. Chr. datiert. Namensgebend ist die Fundstelle im Gewann Hinkelstein bei Monsheim (Kr. Alzey-Worms).

eine sehr nutzungsarme Zeit nur noch von kürzeren Nutzungsphasen der Schnurkeramik- und Glockenbecherkultur unterbrochen (Abb. 7; 8). Um Landnutzung und Besiedlung im Hegau räumlich und zeitlich differenziert zu fassen, wurden bisher aus fünf Mooren Pollenprofile entnommen (Abb. 7). Sie liegen alle östlich oder südlich des Hohenstoffeln. Leider sind geeignete Pollenarchive nicht in der Menge vorhanden wie im westlichen Bodenseeraum in Gestalt kleiner Söllseen oder mächtiger Verlandungszonen am Bodenseeufer. Die ehemaligen eiszeitlichen Seen im Hegau sind mittlerweile alle verlandet und zu Mooren gewor-

den. Kleine Söllseen gibt es jedoch noch im benachbarten Kanton Schaffhausen, der naturräumlich zum Hegau gehört.

### Neue Entdeckungen als Schlüssel für alte Fragen

Im Laufe der vergangenen Jahre gelangen bei Ausgrabungen einige Entdeckungen, die ein ganz neues Licht auf die bekannten Siedlungszusammenhänge im Hegau und am Bodenseeufer werfen. Besondere Bedeutung für die Beurteilung der Besiedlung und Nutzung der Mineralböden während

des Neolithikums kommt der Ausgrabung auf der „Nordstadtanbindung“ von Singen und vor allem der schon genannten Fundstelle von Engen-Welschingen, „Guuhaslen“, zu. Hier gelang zum einen der bislang im Arbeitsgebiet einmalige Nachweis von Siedlungsspuren der endneolithischen Glockenbecherkultur auf mineralischen Böden. Zum andern wurden hier erstmals im Kreis Konstanz Gräber aus der Zeit der jungneolithischen Seeuferbesiedlung nachgewiesen. Fünf dicht beieinanderliegende Grabgruben bargen die Skelette eines Kleinkindes sowie von Männern und Frauen zwischen 18 und 40 Jahren. Die typischen Perlen einer Kette, die dem Kind mit ins Grab gegeben wurde (Abb. 10), sowie <sup>14</sup>C-Daten, die die Grablegen in die Zeit zwischen 3795 und 2928 v. Chr. datieren, lassen an der chronologischen Einordnung keinen Zweifel. Somit ist auch eine Nutzung der Landschaft rund 20 km vom Bodenseeufer entfernt während einer Epoche nachgewiesen, aus der sonst weitgehend nur Seeufersiedlungen bekannt sind. Bislang musste auf Basis des Forschungsstandes davon ausgegangen werden, dass die jungneolithischen „Pfahlbauern“ offenbar den Hegau trotz günstiger naturräumlicher Voraussetzungen weitgehend zugunsten der auf den ersten Blick eher siedlungsfeindlichen Seeuferzone des westlichen Bodensees aufgaben. Nun zeigen die oben geschilderten neuen archäologischen Entdeckungen in Verbindung mit vegetationsgeschichtlichen Untersuchungen, dass dieses Modell möglicherweise zu revidieren ist.

### Archäologie und Archäobotanik – gemeinsam neolithischen Siedlern auf der Spur

Zwar sind archäologischer und vegetationsgeschichtlicher Forschungsstand im Hegau und im westlichen Bodenseeraum, wie ausgeführt, dank neuester Untersuchungen recht gut. Zahlreiche Einzelaspekte bleiben jedoch nach wie vor ungeklärt. Zudem fehlt bislang eine umfassende Beschreibung und Analyse des Besiedlungsgangs im Hegau und am westlichen Bodensee, bei der die Ergebnisse der Archäobotanik und der Archäologie gleichermaßen berücksichtigt sind und zu einem konsistenten Modell beitragen. Was die Vegetationsgeschichte betrifft, ist der Hegau mit Ausnahme einer noch nicht abgeschlossenen Untersuchung im Seewadel bei Singen, dem Feuenried und dem Steißlinger See ein unbeschriebenes Blatt. Der Steißlinger See liegt in der Kontaktzone zum westlichen Bodenseegebiet und weist ähnliche vegetationsgeschichtliche Muster auf wie die dortigen Pollenprofile. Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen aus dem zentralen Hegau westlich der Radolfzeller Aach fehlen. Als

ebenfalls noch in der letzten Eiszeit vergletschertes Gebiet existieren dort zwar keine Seen, aber eine größere Zahl teilweise sehr tiefgründiger Moore, die gute Möglichkeiten für vegetationsgeschichtliche Untersuchungen bieten. Zu den archäologisch bislang nicht geklärten Fragen gehört beispielsweise, wie weit erste Siedlungsnachweise des Altneolithikums an die Uferzone des Bodensees reichen. Mehrere Einzelfunde – charakteristische Steinbeile oder Keramik des Alt- und Mittelneolithikums – belegen klar eine Nutzung des westlichen Bodenseeufer, bevor sich die Seeufersiedlungen im Jungneolithikum ausbreiteten. Eindeutige Siedlungsbefunde dieser frühen Epochen fehlen aber bis dato am Bodensee. Es ist allerdings mit einer erheblichen Dunkelziffer abgegangener oder noch nicht entdeckter Fundplätze zu rechnen. Über die neolithische Besiedlung des angrenzenden unmittelbaren Hinterlandes der Seeuferzone ist dagegen wenig bekannt. Ähnliches gilt für die wenigen jungneolithischen Fundstellen aus dem Hegau. Exemplarisch wurde das Verhältnis eines jungsteinzeitlichen, mehrphasigen Siedlungsplatzes auf dem „Hals“ bei Bodman zu den umliegenden Seeufersiedlungen beleuchtet. Entsprechende, großräumig angelegte Analysen für einen fundierten Siedlungsvergleich fehlen bislang. Hier setzt ein neues Forschungsprojekt an, das dem Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 2011 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt wurde. Grundlage für die geplante Auswertung im Rahmen des auf fünf Jahre angelegten Projekts sind zwei Arbeitshypothesen zur Besiedlung der Seeufergebiete:

#### 1. Gleichtakt:

Das Alpenvorland mit seinen Feuchtböden ist ein Ungunst-Standort. Besiedlungsphasen sind quasi ein Überschwappen aus den Altsiedellandschaften in Phasen dortiger Überbevölkerung. Hegau und Bodenseeraum wurden gleichzeitig genutzt, auch wenn entsprechende Besiedlungsspuren im jeweils anderen Gebiet fehlen.

#### 2. Gegentakt:

Die Besiedlung im Alpenvorland und angrenzenden Altsiedellandschaften verläuft „alternierend“. Während die einen Siedlungsräume verlassen wurden, suchte man neue Gebiete auf. Eine mögliche Ursache wäre eine Bodenerschöpfung. Dieser Effekt wird möglicherweise durch kulturelle Charakteristika überformt.

Durch eine Kombination von archäologischer Fundstellenanalyse und -kartierung sowie der Auswertung hoch auflösender Pollenprofile kann die jungsteinzeitliche Besiedlungsgeschichte des Hegaus und des westlichen Bodensees vergleichend betrachtet werden. Beobachtungen zu Gleichzeitigkeit beziehungsweise Ungleichzeitigkeit und

### Horgener Kultur

Nach der Seeufersiedlung von Horgen am Zürichsee wurde die Horgener Kultur benannt, die zwischen circa 3400 und 2900 in der Westschweiz und am Bodensee verbreitet war. Die ältesten Funde von Rad und Wagen stammen aus dieser Epoche.

### Hornstaader Gruppe

Die Hornstaader Gruppe ist vor allem am Bodensee zu finden und datiert um das 40. Jahrhundert v. Chr. Namegebend ist die Seeufersiedlung bei Gaienhofen-Horn: Hornstaad-Hörnle.

### Kultur mit Schnurkeramik

Bezeichnendes Merkmal ist Keramik, die mit Schnureindrücken verziert ist. Sie war während der ersten Hälfte der 3. Jahrtausends v. Chr. über weite Teile Ost- und Mitteleuropas verbreitet. Mit Ausnahme von Seeuferstationen am Bodensee und den Westschweizer Seen sind Siedlungen selten; man kennt aus dieser Zeit überwiegend Einzelgräber.

### La-Hoguet-Kultur

Die La-Hoguet-Kultur ist nach dem namegebenden Fundort in der Normandie benannt. Sie steht am Übergang von Meso- zu Neolithikum, datiert zwischen ca. 5800 und 5500 v. Chr. und ist in Ostfrankreich sowie Westdeutschland verbreitet.

### Linearbandkeramische Kultur

Erste bäuerliche und sesshafte Kultur in Mitteleuropa, benannt nach typischen Verzierungsmustern auf Tongefäßen. Die Verbreitung dieser Funde reicht vom Karpatenbecken bis ins Pariser Becken und datiert von circa 5500 bis 5000 v. Chr.

### Pfyner Kultur

In der Nordschweiz und im Süden Baden-Württembergs war in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. die Pfyner Kultur verbreitet. Insbesondere flachbodige, kaum verzierte Krüge und Schalen sind kennzeichnend.

### Rössener Kultur

Mittelneolithische Kulturgruppe mit flächig mit Einstich- und Stempelmustern verzierter Keramik, die zwischen circa 4500 und 4300 v. Chr. datiert. Benannt nach einem Gräberfeld nahe Rössen bei Leuna (Sachsen-Anhalt).

### Söllsee

Eine von einem Gletscher aus dem Untergrund geschürfte Senke mit meist rundlichem Umriss. Nach dem Rückzug des Gletschers blieb dort von Geröll bedecktes Eis (Toteis) zurück. Nach seinem Abschmelzen war der Boden der Senke dieses „Toteislochs“ durch Ton aus den Gletscherschmelzwässern abgedichtet. Das Wasser konnte nicht versickern und bildete einen Söllsee.

### Stichbandkeramik

Früh- bis mittelneolithische Kulturgruppe, deren Keramik sich durch Bänder aus einzelnen Einstichen auszeichnet. Sie war zwischen etwa 4900 und 4500 v. Chr. insbesondere in Mitteldeutschland, Bayern, Österreich und Böhmen verbreitet. Einige Funde gibt es aber auch aus Südwestdeutschland.

### 9 Kartierung der archäologischen Fundstellen im Hegau und am Bodensee.



- Feuchtbodenfundstelle
- Mineralbodenfundstelle
- Höhensiedlung
- ★ Pollenprofil

Untersuchungen von Besiedlungsdichte und -intensität liefern die Basis für naturräumliche und kulturelle Siedlungsmuster, die modellhaft dazu beitragen sollen, das Phänomen der Feuchtbodenbesiedlung besser zu verstehen und in den Gesamtkontext der neolithischen Besiedlungs- und Landnutzungsgeschichte Mitteleuropas einzuordnen, wobei hier einschränkend anzumerken ist, dass Muster und Ursachen der Besiedlungsgänge mit Sicherheit einst wesentlich komplexer waren, als dass sie mit einem einfachen Modell erklärt werden könnten.

### Resümee und Ausblick

Eine erste Datenaufnahme und Kartierung der archäologischen Quellen zeigte, dass Mineralbodenfundstellen vornehmlich im Hegau konzentriert sind (Abb. 9). Die Feuchtbodenfundstellen dagegen reihen sich entlang des Bodenseeuferes auf, wobei das unmittelbare Bodenseehinterland – auch im flacheren Bereich der Radolfzeller Aach – nahezu fundleer ist. Inwiefern sich dieses Bild noch ändert, wird die Auswertung der überwiegend unpublizierten Einzelfundstellen zeigen. Eine Durchsicht der hier kartierten Fundstellen belegt die bereits angesprochene chronologische Diskrepanz zwischen den beiden Naturräumen. Die Besiedlung im Alt- und Mittelneolithikum ist vor allem rund um die Hegauvulkane auf gute, ertragreiche Böden begrenzt. Währenddessen liegt der Schwerpunkt der Siedlungen des Jung- und frühen Endneolithikums am Bodenseeufer. Erst im Laufe des Endneolithikums verschiebt sich die Fundstellendichte wieder in Richtung Hegau, wobei es jetzt fast ausschließlich Grabfunde sind, die die archäologische Überlieferung bestimmen. Der Quellenvergleich zwischen Archäologie und Botanik soll helfen, Lücken im Kenntnisstand der

jeweils anderen wissenschaftlichen Disziplin zu schließen und ein umfassendes Bild der neolithischen Besiedlungsgeschichte im Hegau und am westlichen Bodensee zu zeichnen.

### Literatur

- Jürgen Hald/Wolfgang Kramer (Hrsg.): Archäologische Schätze im Kreis Konstanz, Singen 2011.
- Jürgen Hald/Joachim Wahl: Eine Gräbergruppe des Jung- bis Endneolithikums von Engen-Welschingen, Landkreis Konstanz, in: Landesarchäologie. Festschrift für Dieter Planck zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Bd. 100, hg. v. Jörg Biel/Jörg Heilmann/Dirk Krause, Stuttgart 2009, S. 87–106.
- Jürgen Hald/Christian Strahm: Besiedlungsmuster der Glockenbecherkultur zwischen Wutachtal und Bodensee, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 76/77, 2008, S. 14–15.
- Lucia Wick/Manfred Rösch: Von der Natur- zur Kulturlandschaft – Ein Forschungsprojekt zur jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Landnutzung am Bodensee, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 35/4, 2006, S. 225–233.
- Sabine Hopert/Helmut Schlichtherle/Gunter Schöbel/Helmut Spatz/Peter Walter: Der „Hals“ bei Bodman. Eine Höhensiedlung auf dem Bodanrück und ihr Verhältnis zu den Ufersiedlungen des Bodensees, in: Archäologische Forschungen in urgeschichtlichen Siedlungslandschaften. Festschrift für Georg Kossack zum 75. Geburtstag, Regensburger Beiträge zur Prähistorischen Archäologie Bd. 5, hg. v. Hansjörg Küster/Amei Lang/Peter Schauer, Regensburg 1998, S. 91–154.
- Barbara Fritsch: Die linearbandkeramische Siedlung Hilzingen „Forsterbahnried“ und die altneolithische Besiedlung des Hegaus, Rahden/Westfalen 1998.
- Adam Hölzer/Amal Hölzer: Paläoökologische und siedlungsgeschichtliche Untersuchungen im Seewald bei Singen (Hegau), in: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 71, 1990, S. 309–333.

*Dr. Jörg Bofinger  
Dr. Jutta Lechterbeck  
Dr. Matthias Merkl  
Prof. Dr. Manfred Rösch  
Dr. Helmut Schlichtherle  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege*

*Dr. Jürgen Hald  
Landratsamt Konstanz  
Kreisarchäologie*



## Der Urgraben im Schwarzwald Eines der bedeutendsten Technikdenkmäler Deutschlands

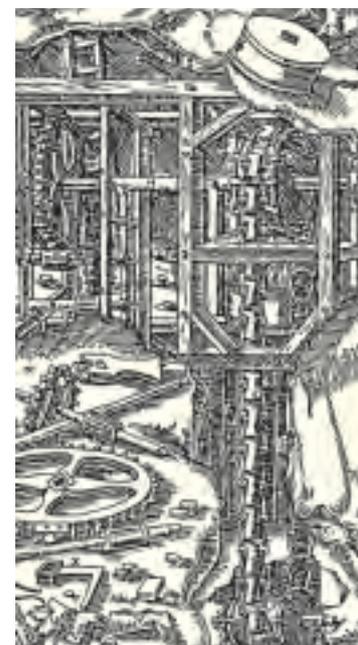
Der Kandel, einer der höchsten Berge im Naturpark Südschwarzwald, hat viel zu bieten. Allerdings lagen viele seiner Geheimnisse bis jetzt im Verborgenen und nur Kandel-Kenner wussten seine interessanten Phänomene zu schätzen: darunter ein außergewöhnliches Technikdenkmal – der Urgraben! Die Geschichte des Urgrabens (vom alemannischen Wuhrgraben = Wassergraben bzw. Kanal) beginnt im späten Mittelalter, als die Aussicht auf reiche Silberschätze im Glotter- und Suggental drei wohlhabende Freiburger Bürger – Turner, Enderlin und Wolleb – einen tollkühnen Plan schmieden ließ: Sie wollten einen Wasserkanal bauen, der die Bergwerke im Glotter- und im Suggental mit großen Mengen Wasser versorgen sollte. Ein für damalige Verhältnisse waghalsiges und auch kostspieliges Unterfangen, denn der Kanal musste nicht nur schwieriges Gelände wie zwei Wasserscheiden und felsige Abschnitte überwinden, sondern sollte das Wasser auf insgesamt 22 km Länge fassen. In Freiburg regierte zu dieser Zeit Graf Egino II, der das Vorhaben schließlich im Jahr 1284 genehmigte (Abb.2).

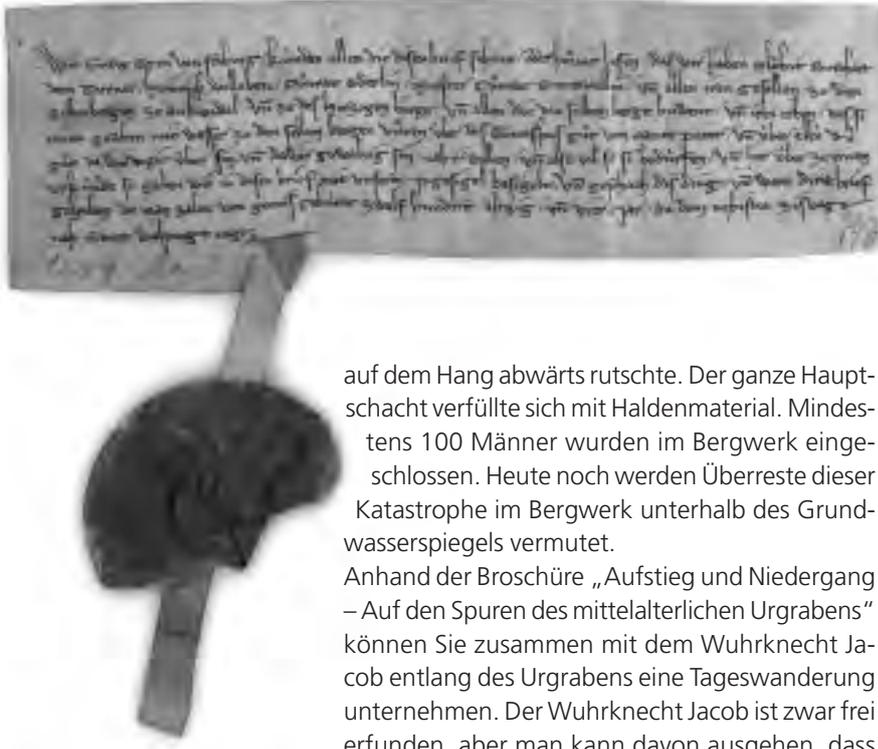
Doch warum betrieb man einen derart großen Aufwand und wofür benötigte man so viel Wasser im Bergbau?

Der eigentliche Grund für den Bau des Urgrabens befand sich am Fuße des Kandelmassivs im Suggental: eine imposante Wasserkunst des Ingenieurs Cunrat Rotermellin. Seine Konstruktion bestand aus einem großen Wasserrad, das ein Hebewerk mit Kannen antrieb. Bis zu einer Tiefe von 8 m konnte ein einzelnes Hebewerk Wasser heraufbefördern. Dadurch, dass mehrere Werke hintereinander liefen, ließen sich Tiefen von über 60 m erreichen. Mit dieser ausgefeilten Technik konnte das Grundwasser aus den vollgelaufenen Stollen gehoben und die dann freiliegenden silberhaltigen Erze abgebaut werden (Abb. 1)!

Ob sich dieser hohe Einsatz gelohnt hat, ist fraglich, denn schon knapp vier Jahre später – am 14. Juli 1288 – beendete ein starkes Unwetter den Silberabbau auf tragische Weise (belegt in der Chronik „Flores temporum“ von 1292–94). Aufgetürmtes Haldenmaterial wurde so stark mit Wasser durchtränkt, dass es als riesige Schlammlawine

1 Freilegung der Silbererze mithilfe eines Kannenwerkes.





2 Die Genehmigung des waghalsigen Projektes „Urgaben“ durch Graf Egino II.

auf dem Hang abwärts rutschte. Der ganze Hauptschacht verfüllte sich mit Haldenmaterial. Mindestens 100 Männer wurden im Bergwerk eingeschlossen. Heute noch werden Überreste dieser Katastrophe im Bergwerk unterhalb des Grundwasserspiegels vermutet.

Anhand der Broschüre „Aufstieg und Niedergang – Auf den Spuren des mittelalterlichen Urgrabens“ können Sie zusammen mit dem Wuhrknecht Jacob entlang des Urgrabens eine Tageswanderung unternehmen. Der Wuhrknecht Jacob ist zwar frei erfunden, aber man kann davon ausgehen, dass ein Wuhrknecht den Kanal damals mehrmals in der Woche kontrollierte.

Erkennbar ist im Gelände heute leider nur noch wenig des ehemaligen Grabens. An einzelnen Stellen jedoch zeigen sich Spuren. So zum Beispiel an einem Abschnitt, an dem der Urgraben in den Felsen hineingemeißelt wurde (Abb. 3).

Weitere Themen im Kandelbergland hat die Universität Freiburg zusammen mit der lokalen Bevölkerung, vielen Experten und der Initiative „Zukunft Kandel e.V.“ aufbereitet. Das Angebot „Kandel – Berg der Kräfte“ präsentiert heute zahlreiche Besonderheiten des Berges für Besucher. Kinder werden von der Leitfigur Kandela – einer kleinen weisen Hexe – begleitet. Sie trägt ein Amu-

lett um den Hals, das einem alten Viermärker-Grenzstein nachgebildet ist. Ursprünglich kennzeichnete er die Abgrenzung zwischen den Kommunen (Simonswald, St. Peter, Waldkirch und Glottertal). Heute symbolisiert er die neue Kraft durch grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Kandelbergland. Die Gemeinden brachten mit dem Landkreis Emmendingen die Kofinanzierung für das durch den Naturpark Südschwarzwald geförderte Projekt auf.

## Literatur

Georg Agricola: De re metallica libri XII. Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen. 2. Aufl., unveränderter Nachdruck der Erstausgabe des VDI-Verlags, Berlin 1928. Wiesbaden: Matrix 2007.

Andreas Haasis-Berner: Wasserkünste, Hangkanäle und Staudämme im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Untersuchung zum Wasserbau am Beispiel des Urgrabens am Kandel im südlichen Schwarzwald. Rahden/West: Leidorf 2001.

## Praktischer Hinweis

[www.silberbergwerk-suggental.de](http://www.silberbergwerk-suggental.de)

Die Urgrabenbroschüre ist bei den Touristinformationen im Glottertal, St. Peter, Simonswald, Waldkirch, Emmendingen und bei der ZweiTälerLand GmbH erhältlich.

Nähere Informationen unter [www.kandelbergland.de](http://www.kandelbergland.de)

**Anna Chatel-Messer**

**Monika Nethé**

Universität Freiburg

Institut für Physische Geographie

3 Der Urgraben wurde teilweise in mühseliger Millimeterarbeit in den Fels gemeißelt.



Quelle: verändert nach Haasis-Berner, 2001

# Denkmalporträt

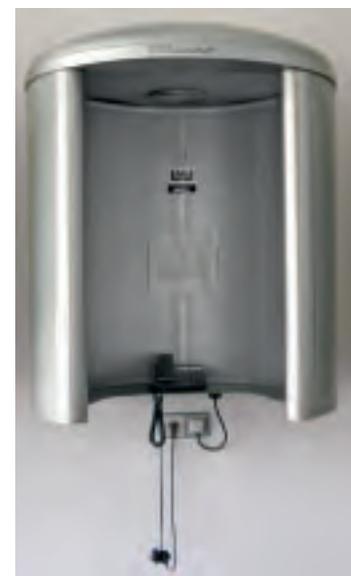


## Dem Recht mehr Raum geben Der Erweiterungsbau des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe

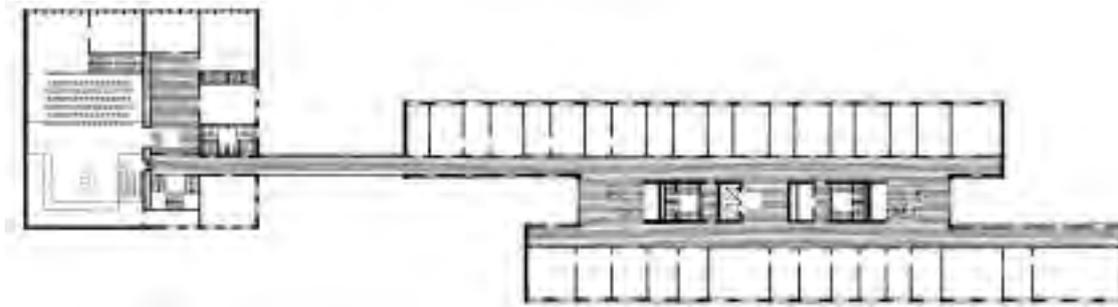
Der Bundesgerichtshof wurde als höchstes deutsches Straf- und Zivilgericht am 1. Oktober 1950 gegründet. Unter der Last seiner Aufgaben stieg während des ersten Jahrzehnts seines Bestehens die Anzahl seiner Bediensteten stark an, sodass der Raumbedarf über das Markgräfliche Palais nicht mehr gedeckt werden konnte und ein Neubau nötig wurde. Man entschied sich für ein mehrgeschossiges richterliches Senatsgebäude entlang der Herrenstraße, das am 1. März 1957 vom Karlsruher Gemeinderat genehmigt wurde. Mit der weiteren Planung beziehungsweise der Überarbeitung des Entwurfs der staatlichen Hochbauverwaltung wurde der renommierte Karlsruher Architekt Prof. Erich Schelling (1904–1986) beauftragt, der nach Vervollendung der Schwarzwaldhalle (1953) zu Weltruhm gelangt war. Anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Bundesgerichtshofes wurde der Erweiterungsbau am 15. Oktober 1960 den Nutzern übergeben. Das Gebäude gehört heute zu den wichtigsten Justizbauten der Bundesrepublik Deutschland. Der Baukomplex besteht aus einem fünfgeschossigen Langbau und einem zweigeschossigen Saalgebäude, die durch eine verglaste Brücke mitein-

ander verbunden sind. Der Komplex ist baukünstlerisch für die deutsche Architektur der späten 1950er Jahre von Bedeutung, insbesondere für die Entwicklung innovativer Amtsgebäude, die dem Habitus der jungen Bundesrepublik im Gegensatz zu obrigkeitstaatlichen Gerichtsgebäuden der wilhelminischen Ära und der NS-Zeit entsprachen. Die auf schlanken Stützen aufgeständerten Kuben, von schlittenartiger oder weit vorspringender Kontur, sollten mit ihrer Transparenz und Durchlässigkeit demokratische Ideale vermitteln, die der moderne Rechtsstaat städtebaulich und architektonisch ins Bild zu setzen wünschte. Diese Überlegungen sollten auch für das später verwirklichte Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe (Prof. Paul Baumgarten, 1962–68) zur wesentlichen Maxime werden (vgl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 37/4, 2008, S. 210–215). Für die Stadt Karlsruhe bedeutete der Erweiterungsbau die ersehnte Konsolidierung als „Residenz des Rechts“, die um 1950 mit der Ansiedlung der bedeutendsten Gerichte der Bundesrepublik eingeleitet wurde und einen beharrlich ausgehandelten Ausgleich für den verloren gegangenen Status

1 Telefonmuschel  
im Saalgebäude.



2 Grundriss, erstes Obergeschoss.



als Landeshauptstadt bildete. Das Gebäude war architektonisch innovativ: Bemerkenswert ist die im Grundriss ablesbare Analogie mit dem bedeutenden „Dreischeibenhaus“ in Düsseldorf (Helmut Hentrich und Hubert Petschnigg, 1958–60), das bis heute einen Markstein und Wendepunkt in der Architektur der Nachkriegszeit darstellt. Die Karlsruher Fassade mit ihrer strengen Gliederung aus schwarzen und weißen Putzfeldern nimmt darüber hinaus zu einem sehr frühen Zeitpunkt Ideen der später als „Op-Art“ bezeichneten Stilströmungen vorweg, die die Kunstgeschichte der 1960er und auch noch der 1970er Jahre prägen sollte.

Der 1958 begonnene Erweiterungsbau des Bundesgerichtshofes bildet einen aufgelockerten Komplex aus einem gestreckten, mehrgeschossigen Bürotrakt und einem quadratischen Pavillon für den Sitzungssaal. Schelling konzentrierte die erhebliche Nutzungsfläche von 3473 qm in zwei Gebäuden, die sich trotz ihrer kompakten, kubischen Grundform leichtfüßig in den Grüngürtel des historischen Parks einfügen. Das verglaste Erdgeschoss signalisiert Transparenz, die Unterkanten der liegenden Flügelkuben sind an den Ecken nach oben abgeschragt. Die Fassaden werden durch ein schachbrettartiges Raster von Fenster- und Putzflächen regelhaft gegliedert.

Nur vom ersten Obergeschoss führt ein gläserner Verbindungsgang in den Pavillon des Sitzungs-

saals. Über quadratischem Grundriss erhebt sich ein introvertierter Kubus, der nur zur Herrenstraße eng gereihete Schlitzfenster besitzt. Aus Sicherheitsgründen fensterlos, zeigt sich der im ersten Obergeschoss befindliche Sitzungssaal in nüchterner Feierlichkeit: Die Wand hinter den Richtern schmückt ein von Ernst W. Kunz (1912–1985) ungenügend gestaltetes monumentales Relief aus norwegischem Rembrandt-Quarzit. Das Relief zählte bei der Einweihung des Gebäudes zu den größten künstlerisch bearbeiteten Steinplatten Europas. Im Erdgeschoss markieren schallgedämpfte, halboffene Telefonzellen aus der frühen Nutzungsgeschichte des Baus die wenigen für Presse und Publikum zugänglichen Bereiche. Diese Anlagen erzählen von einer Zeit, als die Arbeit der Gerichtsberichterstattung noch analog in die Welt getragen werden musste.

#### Praktischer Hinweis

Das Gelände ist für die Öffentlichkeit nicht zugänglich.

*Dr. Clemens Kieser*  
*Regierungspräsidium Karlsruhe*  
*Ref. 26 – Denkmalpflege*

3 Gesamtansicht von der östlichen Parkseite.



# Ortstermin



## Ein Sonderfall energetischer Sanierung Die Wiederherstellung des Daches des Erbgroßherzoglichen Palais in Karlsruhe

Einer der bekanntesten historischen Bauten in der Bundesrepublik dürfte in Karlsruhe das Erbgroßherzogliche Palais in der Herrenstraße sein, das für viele Fernsehkommentare zu Entscheidungen des Bundesgerichtshofs den Hintergrund gibt. Die jüngsten Veränderungen werden dem Publikum bisher wohl kaum aufgefallen sein, da oftmals ältere Fotografien eingebildet wurden.

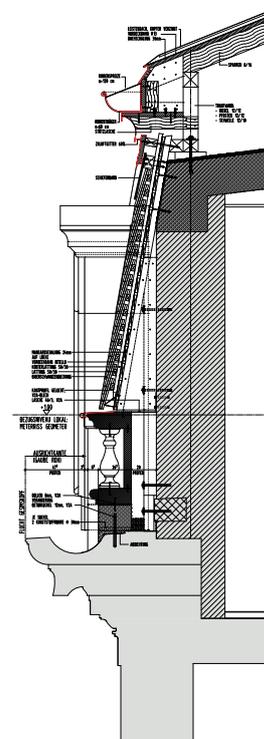
Das Erbgroßherzogliche Palais wurde in den Jahren 1892 bis 1897 nach Plänen des badischen Baumeisters Josef Durm errichtet. Der monumentale Neurenaissancebau erhielt eine reiche, eher barockisierende Bauornamentik, deren Bauskulpturen durch Adolf Heer und Fidel Binz geschaffen wurden.

Nach 1918 wurde das Gebäude durch verschiedene Verwaltungen des Landes Baden genutzt. Ab 1934 belegte der Reichsarbeitsdienst das Haus bis zur Kriegszerstörung. Bei den Luftangriffen – zuletzt am 27. September 1944 – wurde es schwer in Mitleidenschaft gezogen. Nach ersten Notsicherungen erfolgte bereits 1949 die Reparatur des Gebäudes, das als Verwaltungsbau mit Depot für das

badische Landesmuseum Verwendung finden sollte. Dabei wurde das zentrale Treppenhaus wiederhergestellt, die anschließenden Räume und Flure erfuhren jedoch der neuen Nutzung gemäß eine einfache funktionale Gestaltung, obwohl etliche Ausstattungsteile wie Türen und Geländer erhalten waren. Im Äußeren waren die Fassaden weitgehend intakt geblieben. Das stark beschädigte Dach setzte man im Bereich der zentralen Kuppel bis hin zur Bekrönung instand, wogegen man die Mansarddächer der Seitenflügel mit den Lichthofkuppeln gegen ein schlichtes, etwas zurückgesetztes Vollgeschoss mit flach geneigten Walm-dächern tauschte.

Als sich die Stadt Karlsruhe 1950 um den Standort des Bundesgerichtshofs bewarb, gab nicht zuletzt der zur Verfügung gestellte Bau des Erbgroßherzoglichen Palais, der mit nur geringen Umbauten für das Gericht tauglich gemacht werden konnte, den Ausschlag für die Entscheidung.

Die seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts laufende Instandsetzung des gesamten



1 Karlsruhe, Erbgroßherzogliches Palais, Planschnitte durch die Konstruktion zur Erneuerung der Mansarde.



2 Karlsruhe, historische Südansicht Erbprinzpalais um 1910.

3 Karlsruhe, Erbprinzpalais, heute Sitz des Bundesgerichtshofs, Ansicht von Norden mit dem Notdachgeschoss vor der Sanierung, 2009.

4 Papiermodell der Bauzeit für das Erbprinzpalais.

Gebäudes, bei der Haustechnik, Sicherheit und immer mehr auch die energetische Optimierung den Schwerpunkt bildeten, suchte den Charakter des Hauses in dem Zustand zu bewahren, wie dieser sich aus dem Wiederaufbau überliefert hatte. Für das nach energetischen Gesichtspunkten technisch sehr unzureichend ausgebildete aufgesetzte Dachgeschoss der Nachkriegszeit warf sich nun das Problem der Dämmung auf. Nachdem aus Betriebsablaufgründen ein längerer Leerstand dieses Geschosses zu vermeiden war, bot sich nur eine Außendämmung an, die durch die Volumenvergrößerung die bisher schon nicht ausgewogene Proportion noch erheblich verschlechtert hätte. Die Untersuchungen des ausführenden Architekturbüros, das sich durch die lange Beschäftigung mit dem Gebäude auch intensiv mit den historischen Bauunterlagen auseinandergesetzt hatte, ergaben die Alternativlösung, dass sich bei geringen Eingriffen in die Substanz des Geschosses die energetisch notwendige Umhüllung auch durchaus durch die Wiederherstellung der historischen Dachform

der Mansarddächer bewerkstelligen lassen würde. Die Umsetzung dieser Lösung könne auch bei weitergehendem Betrieb der Räume erfolgen. Die Ausführung wurde durch eine Musterachse 1:1 am Bau überprüft. Dabei wurde der konkrete Arbeitsaufwand ermittelt, der für die Beantragung der benötigten finanziellen Mittel erforderlich war. Der Entschluss, das ursprüngliche Dach in seiner Form wiederherzustellen, beschränkte sich jedoch auf die architektonischen Grundformen sowie der Gesimse und Balluster. Auf eine Rekonstruktion der detailreichen Bauplastik wurde ebenso verzichtet wie auf die ursprünglich durch Materialwechsel differenzierte Ornamentierung der Dachdeckung. Der Bau, der seit der sicherheitstechnischen Abgrenzung des Areals nach den terroristischen Bedrohungen der 1970er Jahre im Bewusstsein der Öffentlichkeit fast ganz auf seine Fernwirkung im Stadtbild reduziert ist, bestimmt mit der wiedergewonnenen Silhouette den Sitz des Bundesgerichtshofs. Die Möglichkeit, hier die Rekonstruktion bewusst gegen eine weitergehende Verfremdung durch die Volumenzunahme einer aufgesetzten Dämmung zu wählen, stellt sicherlich eine Ausnahme für die derzeit vielerorts angestrebten Maßnahmen zur energetischen Optimierung historischer Bausubstanz dar. Die Chance, dem ehemaligen repräsentativen Bau der großherzoglichen Residenz sein Erscheinungsbild zurückzugeben, ist wohl auch nur unter diesen Voraussetzungen denkmalpflegerisch vertretbar, da das Provisorium der Gründungszeit des Gerichtsstandortes aus wirtschaftlichen und technischen Zwängen als Zeitzeugnis des Wiederaufbaus weder in seinem Material noch in seiner schlichten Form erhaltbar gewesen war.

### Praktischer Hinweis

Das Gelände ist für die Öffentlichkeit nicht zugänglich.

**Dr. Johannes Wilhelm**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 26 – Denkmalpflege



# Ausstellung

Kelten, Kalats, Tiguriner  
Archäologie am Heidengraben

6. November 2012 bis 24. Februar 2013  
Schloss Hohentübingen  
Burgsteige 11  
72070 Tübingen  
Öffnungszeiten  
Mi bis So, 10–17 Uhr, Do bis 19 Uhr  
Zur Ausstellung werden Führungen angeboten.

Der auf der Vorderen Alb um Erkenbrechtsweiler, Grabenstetten und Hülben gelegene Heidengraben ist das größte keltische Oppidum auf dem europäischen Festland und eines der bedeutendsten archäologischen Denkmale Baden-Württembergs. Noch heute sind die Wehranlagen dieser um 100 v. Chr. bestehenden spätkeltischen Siedlung eindrucksvoll im Gelände erhalten. Zahlreiche

neue Untersuchungen und eine stattliche Zahl an Funden zeigen sowohl das ältere, früheisenzeitliche Grabhügelfeld beim Burrenhof als auch das Oppidum in neuem Licht.

In einer Sonderausstellung, die zusammen mit Studierenden des Instituts für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen entwickelt wurde, präsentieren die Landesdenkmalpflege und die Universität Tübingen begleitend zur Landesausstellung „Die Welt der Kelten“ in Stuttgart diese neuen Ergebnisse. Mit zahlreichen Exponaten aus der Zeit zwischen 1000 und 100 v. Chr. – Repliken, Modellen, Projektionen, Hörstationen und anderem – werden Siedlung, Hausbau, Ernährung, Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Tracht, Bestattungssitten und naturräumliche Besonderheiten dieses noch längst nicht erforschten Großdenkmals beleuchtet.

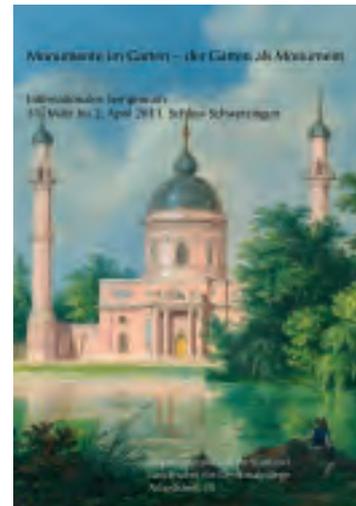
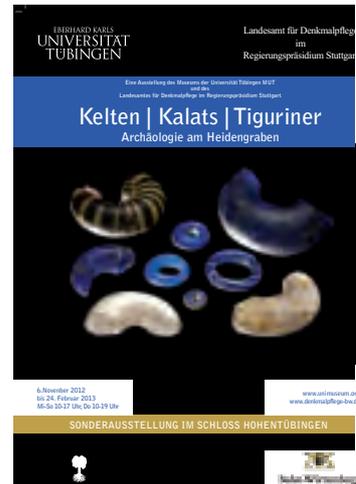
## Neuerscheinungen

Monumente im Garten –  
der Garten als Monument

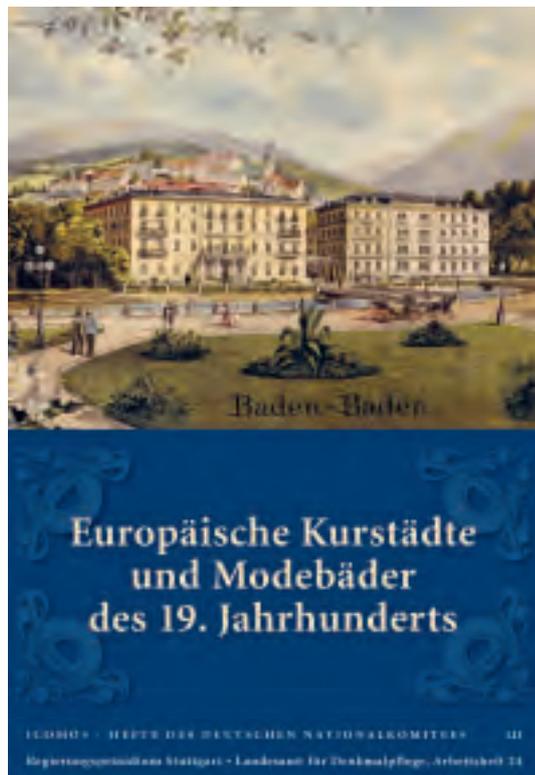
Internationales Symposium 31. März bis 2. April 2011, Schloss Schwetzingen  
Hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart  
Bearbeitet von Petra Martin, Jochen Martz und Hartmut Troll  
Arbeitshefte, Bd. 25, Stuttgart 2012  
292 S. mit 244 farbigen Abb.  
ISBN 978-3-8062-2730-7, 35 Euro  
Bezug über Theiss-Verlag

Das Monument ist ein Phänomen, dem in der europäischen Gartenkunst ab der Frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert eine ebenso wichtige wie auch sich wandelnde Bedeutung zukommt. Der Spannungsbogen reicht hierbei vom Monument als Medium politisch-dynastischer Programme in den fürstlichen Gärten Europas bis hin zu denkmalgeschichtlich relevanten Aspekten des Monuments, als Objekt und Initial des Bewahrens.

Die vorliegende Publikation dokumentiert die Ergebnisse eines internationalen Symposiums, das vor dem Hintergrund der Nominierung der kurfürstlichen Sommerresidenz Schwetzingen für die UNESCO-Welterbe-Liste unter dem Titel „Monumente im Garten – der Garten als Monument“ im Frühjahr 2011 in Schwetzingen stattfand. Sie enthält 22 Beiträge von renommierten Experten der Architektur-, Kunst- und Gartengeschichte aus acht europäischen Ländern. Damit stellt der Tagungsband die erste umfassende und systematische Gesamtschau des Themenkomplexes Monument und Garten dar.



*Das auf Grundlage archäologischer Funde rekonstruierte Gewand und die zugehörige Trachtausstattung vermitteln eindrucksvoll, wie prächtig Kleidung im 7./6. Jh. v. Chr. sein konnte.*



### Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts

Hg. v. Volkmar Eidloth, dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und Deutschen Nationalkomitee ICOMOS Arbeitshefte, Bd. 24, Stuttgart 2012  
248 S. mit 178 farbigen Abb.  
ISBN 978-3-8062-2729-1, 30 Euro  
Bezug über Theiss-Verlag

Weltbäder als Welterbe? – Im 19. Jahrhundert gibt es in Europa eine Handvoll Orte, die sich zu Kommunikationszentren für eine internationale Klientel entwickeln: Adel und Bürger, Industrielle und Künstler, Gesunde und Kranke suchen diese Orte jährlich für mehrere Wochen und Monate auf und prägen mit ihren Ansprüchen und Interessen das gesellschaftliche Leben: Kurhäuser, Casinos, Musikpavillons, Grand-Hotels, Villen, Gesellschaftsbäder, Pferderennbahnen, Sportplätze, Bergbahnen – dies alles entsteht im Wechselverhältnis von Angebot und Nachfrage. Zugang hat jeder, der es sich leisten kann.

Im November 2010 veranstaltete das Deutsche Nationalkomitee von ICOMOS zusammen mit dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg und der Stadt Baden-Baden eine internationale Fachtagung in Baden-Baden, die sich mit dem Profil und der Bedeutung dieser international geprägten Kurstädte auseinandersetzte. Anlass bot das Nachdenken mehrerer Kurstädte in Europa über einen Antrag zur Aufnahme in die Welterbeliste der UNESCO. Mit der Veranstaltung sollte



ein erster Impuls für eine gemeinsame Bewerbung gegeben werden.

In 17 Beiträgen, die in diesem Band dokumentiert sind, wurde nach Antworten auf verschiedene Fragen gesucht: Was sagen die Kurstädte über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Veränderungen im 19. Jahrhundert aus? Inwieweit nehmen sie das Europa des 20. Jahrhunderts vorweg? Gibt es zeitgleich an unterschiedlichen Orten dieselben Phänomene? Wo liegen die Unterschiede? Gibt es eine typische Physiognomie der Kurstädte? In welchem Verhältnis stehen immaterielles und materielles Kulturerbe?

**Andrea Bräuning, Wolfgang Löhlein und Suzanne Plouin:**  
**Die frühe Eisenzeit zwischen Schwarzwald und Vogesen/Le Premier âge du Fer entre la Forêt-Noire et les Vosges**

Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Bd. 66

Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege  
Freiburg 2012, 288 S. mit zahlr. farbigen Abb.  
ISBN 978-3-942227-10-0, 12,80 Euro  
Bezug über Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e. V.

Die Frühe Eisenzeit (8.–4. Jh. v. Chr.) ist eine der kulturhistorisch bedeutendsten vorgeschichtlichen Epochen. Während dieser Zeit unterschieden sich die Landschaften beiderseits des Rheins hinsicht-

lich der Lebensweise, der Bestattungssitten und religiösen Praxis ihrer Bewohner kaum. Es ist deshalb naheliegend, die archäologischen Forschungen Südbadens und des Elsass' gemeinsam zu betrachten: In der Publikation „Die frühe Eisenzeit zwischen Schwarzwald und Vogesen“ behandeln französische und deutsche Experten aus Denkmalpflege und Forschung Siedlungswesen und Handwerk, die Bestattungsbräuche sowie heilige Orte und Religion dieser bäuerlich geprägten Gesellschaften. Zahlreiche zweisprachige Texte handeln vom alltäglichen Leben und imponierenden Grabmonumenten mit prunkvollen Grabbeigaben und einmaligen kunsthandwerklichen Produkten links und rechts des Rheins, die bis heute faszinieren.

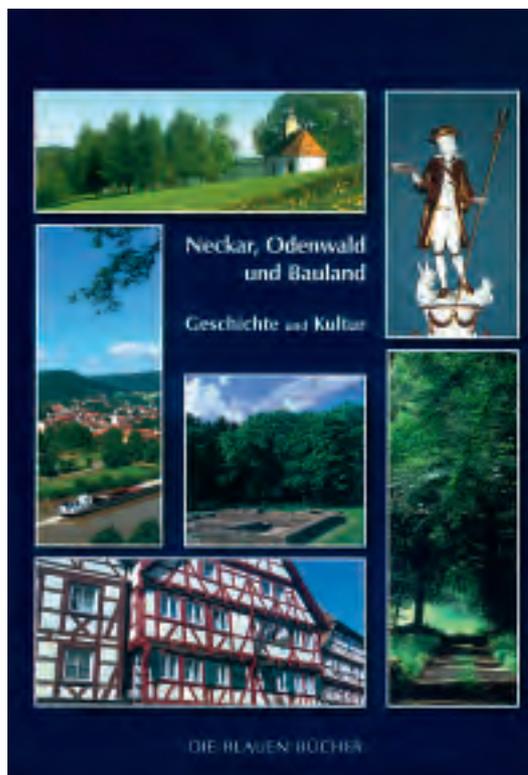
Auf fast 300 sehr reich bebilderten Seiten werden in allgemein verständlicher Form sowohl bereits bekannte Höhepunkte der archäologischen Forschung als auch bislang noch nicht veröffentlichte Funde vorgestellt.

**Hartmut Schäfer:**

### **Die Anfänge Stuttgarts Vom Stutengarten bis zur württembergischen Residenz**

Stuttgart 2012, 128 S., 150 farbige Abb.  
ISBN: 978-3-7630-2610-4, 29,95 Euro  
Bezug über Belser-Verlag

Über die Anfänge Stuttgarts geben nur sehr wenige schriftliche Quellen Auskunft. Ein „Stutengarten“ steht am Anfang der Überlieferung, von einer Burg ist die Rede und schließlich von der mittelalterlichen Stadt. Die Grabungen, die die Landesdenkmalpflege von 1998 bis 2005 unter dem Alten Schloss und der Stiftskirche durchführte, haben die



Kenntnisse der Siedlungsentwicklung Stuttgarts zwischen dem 8. und 16. Jahrhundert wesentlich erweitert. Erstmals stellt nun der damalige Leiter der Mittelalterarchäologie im früheren Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Dr. Hartmut Schäfer, die Ergebnisse der Grabungen umfassend vor. Unter Hinzuziehung der schriftlichen und bildlichen Quellen ist es endlich möglich, einen Eindruck von der „Urzelle“ Stuttgarts, dem Alten Schloss, seiner Gestalt und seinem Verhältnis zur Stadt zu gewinnen. So entsteht mitten im Zentrum Stuttgarts ein beeindruckendes Bild seiner frühen Geschichte.

## Rezension

Gabriele Klempert: Neckar, Odenwald und Bauland. Geschichte und Kultur im Neckar-Odenwald-Kreis (Die Blauen Bücher), mit Beiträgen von Georg Guthmann, Michael Hahl, Wolfgang Hauck, Werner Kramer, Margareta Sauer und Hartwig Wendel, Königstein im Taunus 2012.

Die Reihe der „Blauen Bücher“ hat eine lang zurückreichende, vorrangig kunsthistorische Tradition. Wer kennt sie nicht, die bei aller Schlankheit und Biegsamkeit bildreichen Bände wie „Große Bürgerbauten“ (1915) oder die ambitionierten Augenöffner zeitgenössischer Architektur von Walter Müller-Wulckow, die „Bauten der Arbeit“ (1925) oder die „Bauten der Gemeinschaft“ (1928). Die Autorin des jetzt vorgelegten Bandes über den

Neckar-Odenwald-Kreis, Gabriele Klempert, tritt dieser Vorstellung im Vorwort beherzt entgegen, indem sie klarstellt, dass ihr Buch weder ein prächtiger Bildband noch ein wissenschaftliches Werk sein will. Sie beabsichtigt, zu einer Kulturreise einzuladen, also das Gebiet von Ort zu Ort ziehend in seiner Kunsttopografie zu erschließen. Das weit gefasste Spektrum von der Erdgeschichte über die römische Zeit bis hin zu den jüngsten Baudenkmalen des 20. Jahrhunderts entspricht dem kulturhistorischen Charakter dieses Guide. Leitfaden ist eine Route, die in Haßmersheim beginnend am Neckar entlangführt, den kleinen Odenwald, Kraichgau und Mosbach einkreist und sich schließlich dem Bauland mit Buchen und Walldürn zuwendet. Eingestreut sind kurze übergreifende Kapitel zum Jüdischen Leben und zu landschaftsprägenden Elementen wie die Wein- und Waldwirtschaft, die Kalköfen und die Wiesenwässerung. Anders als in den historischen „Blauen Büchern“, die meist von großformatigen Fotografien dominiert wurden, halten sich hier flüssig formulierte Texte und aktuelle Bilder die Waage. Das Ergebnis ist ein eloquenter Reisebegleiter, der stets den breiten Fächer unterschiedlicher Erscheinungsformen von

Kultur im Blick hat. Eigenheiten des Neckar-Odenwald-Raums werden erkennbar: Er umfasst nicht nur das mit Bildhauerkunst gesegnete Madonnenländle, das die tiefe Verwurzelung der Bevölkerung im Katholizismus widerspiegelt. Er steht auch für die Zuflucht, die viele Heimatvertriebene hier gefunden haben. Architektonisches Zeugnis sind die weltweit bekannten Siedlungsbauten, die Egon Eiermann für Hettingen und Buchen entwarf und in Teilen realisierte, ebenso die zahlreichen Nachkriegskirchen, die zwischen der traditionsbewussten Stuttgarter Schule und Karlsruher Moderne stehen. Das größte Pfund, mit dem der Kreis wuchern kann, ist jedoch die reiche Überlieferung der Bau- und Kunstdenkmale des Mittelalters und der frühen Neuzeit, die anders als die Orte der Rheinebene und als die industriellen Zentren den Zerstörungen des französischen Erbfolgekriegs und den Bombardements des Zweiten Weltkriegs entgingen. Klemperts Handbuch ist dem Leser daheim eine eindrückliche Einladung und dem Reisenden ein *Vademecum* (ein unentbehrlicher Begleiter) im eigentlichen Sinne des Wortes.

*Dr. Melanie Mertens*

#### Abbildungsnachweis

U1, U2, S194, S196, S198o LAD, Iris Geiger-Messner; S195, S198m, S198u, S199 Frontzek; S197o Gradmann (1907); S197ul Adelman (1972), S197um LAD, Iris Geiger-Messner, S197ur APPLUS RDT; S200o, S202u Stadtarchiv Heidelberg; S200u, S201u, S202o, S203–206 LAD, Bernd Hausner; S201o LAD, Otto Braasch; S207, S210o, S210u, S211u LAD, Felix Pilz; S208–209, S211o aus: Hanke, Rudolf: Festschrift anlässlich der feierlichen Schlüsselübergabe am 21.1. 1957, Stuttgart 1957, unveröffentlicht; S212o Schorndorf, Stadtmuseum (Ansicht Elias Nüble, 1773); S212u HStA Stuttgart: A 248, Bü 2619; S213 StadtA Schorndorf: Karten u. Pläne, X 50, 43, Nr. 3; S214o HStA Stuttgart: E 146, Bü 6103; S214u StA Ludwigsburg: E 79 I, Bü 1419; S215o LAD, Flurkartenslg., FK NO 2831; S215u StadtA Schorndorf: Karten u. Pläne, o. Sign.; S216o HStA Stuttgart: H 107/15, Bd. 7, fol. 19; S216u Bildarchiv, Schorndorf; S217o LAD, Ortsakten Arch. MA; S217ul LAD, Arch. Stadtkataster; S217ur LAD, Otto Braasch; S218o, S221m, S221u, S223 LAD, Monique Staack; S218u–S219 LAD, Felix Pilz; S220l LAD, Grit Koltmann; S220r LAD, Kathrin Aschmann; S221o LAD, Irene Plein; S222 Stadtarchiv Ulm; S224, S225o, S226l, S227 Bürgerbahnhof Leutkirch eG; S225u, S226m, S226r RPT, Susann Seyfert; S228–229, S233–236o LAD, Iris Geiger-Messner; S230 Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; S231l Sächsische Landesbibliothek Dresden; S231r LAD; S232 Büro

Strebewerk; S236u Archiv der Stadt Creglingen; S237, S238u, S239o, S239m, S239u, S240o, S240m Thomas Köberle; S238o aus Joseph Schlierholz 1870, S. 260; S239ol Förderkreis Bundesfestung Ulm; S240u Farkas Pintér, BDA, Wien; S242–244 LAD, Karl Fisch; S245o RPF, Ref. 26, Jürgen Hald; S245u LAD, O. Braasch; S246o LAD, Bodo Dieckmann; S246m RPF, Ref. 26, Björn Zängle; S246u LAD, Helmut Schlichtherle; S247o, S248 LAD, Manfred Rösch/Jutta Lechterbeck; S247u LAD, Almut Kalkowski; S250 LAD, Jörg Bofinger/Ralf Hesse/Matthias Merkl; S251o, S252u Anna Chatel-Messer; S251u Quelle: Georgius Agricola 1556; S252o Quelle: Urgrabenurkunde von 1284, Generallandesarchiv Karlsruhe Signatur 21 Nr. 3010; S253, S254u RPK, Ref. 26, Clemens Kieser; S254o aus: Erich Schelling. Architekt. 1904–1986. München 1991, S. 114; S255o LAD, Bernd Hausner; S255u Architekturbüro Armin Lang, Karlsruhe; S256o, S256u RPK, Ref. 26; S256m RPK, Ref. 26, Johannes Wilhelm; S257r, S258 LAD; S257l R. Stadler; S259o Langewiesche Königstein – Verlag der Blauen Bücher; S259u Chr. Belsler Gesellschaft für Verlagsgeschäfte GmbH & Co.KG.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz



- ① **Schwäbisch Hall-Steinbach:** Comburger Hertwig-Leuchter, S. 194ff.
- ② **Heidelberg:** gründerzeitliche Stadterweiterung, S. 200ff.
- ③ **Stuttgart:** baden-württembergisches Wirtschaftsministerium, S. 207ff.
- ④ **Schorndorf:** Demolierung der württembergischen Landesfestung, S. 212ff. und Eröffnung des Tags des offenen Denkmals, S. 218ff.
- ⑤ **Leutkirch:** Bürgerbahnhof, S. 224ff.
- ⑥ **Creglingen:** Herrgottskirche, S. 228ff.
- ⑦ **Emeringen:** Urteil zur Photovoltaikanlage, S. 242ff.
- ⑧ **Kreis Konstanz:** erste Bauern am Bodensee, S. 245ff.
- ⑨ **Kandel:** Urgraben, S. 251f.
- ⑩ **Karlsruhe:** Bundesgerichtshof, S. 253f. und Erbgroßherzogliches Palais, S. 255f.

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt an Frau Glass-Werner durchgeben:  
Telefon 0711-90445-203

Änderungen sind zudem auf unserer Homepage möglich:  
[www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen.  
Danke.

An das  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Öffentlichkeitsarbeit  
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

## Die Landesdenkmalpflege

### Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss  
Schlossplatz 4  
70173 Stuttgart  
Telefon 0711 / 1 23-22 21  
Telefax 0711 / 1 23-24 74  
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

### Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–86  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Postanschrift:  
Postfach 200152  
73712 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711 / 9 04 45-109  
Telefax 0711 / 9 04 45-444  
E-Mail:  
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de

*Arbeitsstelle Hemmenhofen*  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0  
Telefax 0 77 35 / 9 37 77-110

*Arbeitsstelle Konstanz*  
Stromeyersdorfstraße 3  
78467 Konstanz  
Telefon 0 75 31 / 9 96 99-30  
Telefax 0 75 31 / 9 96 99-55

### Regierungspräsidium Freiburg

**Referat 26 Denkmalpflege**  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg im Breisgau  
Postanschrift:  
79083 Freiburg im Breisgau  
Telefon 07 61 / 2 08-35 00  
Telefax 07 61 / 2 08-35 44

### Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe  
Postanschrift:  
76247 Karlsruhe  
Telefon 07 21 / 9 26-48 01  
Telefax 07 21 / 9 33-40 225

### Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen  
Postanschrift:  
Postfach 2666, 72016 Tübingen  
Telefon 0 70 71 / 757-0  
Telefax 0 70 71 / 757-21 31

Besuchen Sie auch unsere Homepage: [www.denkmalpflege-bw.de](http://www.denkmalpflege-bw.de)  
mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 2002

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

